

**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 45 (1967-1968)

**Heft:** 7

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

37/20

# zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Georg Kohler / Markus Mäder (Uni) Urs Rüegg / Sepp Moser (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 18 000 — Verkaufspreis Fr. —.80 Redaktionsschluss Nr. 8: 6. Februar 1968	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich, Telefon 27 09 50	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
--	---	---	--

## Aufgabe der Nation

Zur Totalrevision der Bundesverfassung

Am 27. November 1967 veröffentlichte die »Arbeitsgruppe für die Vorbereitung einer Totalrevision der Bundesverfassung«, die unter dem Vorsitz von Alt-Bundesrat Prof. F. T. Wahlen steht, einen Katalog von Fragen, deren Beantwortung durch die Kantone, Parteien und Universitäten es ihr ermöglichen wird, dem Parlament eine Totalrevision der Bundesverfassung zu beantragen oder aber von einem solchen Unternehmen abzuraten. Auch die Universität Zürich hat diesen Fragenkatalog erhalten. Zurzeit steht noch nicht fest, in welcher Form sie sich an die Umfrage der »Kommission Wahlen« beteiligen wird. Wir möchten in diesen Beiträgen zeigen, worum es bei dieser Umfrage geht und wie wir uns eine Mitarbeit der Universität vorstellen könnten.

Die Redaktion

## Macht Zürich mit?

Von Peter Schäppi

Unabhängig voneinander luden Ständerat Dr. Karl Obrecht und Nationalrat Peter Dürrenmatt den Bundesrat Ende 1965 in ähnlich lautenden Motionen ein, eine Arbeitsgruppe einzusetzen, deren Aufgabe es wäre, die Wünschbarkeit einer Totalrevision der Bundesverfassung abzuklären. In der Begründung ihrer Vorstösse wiesen die Motionäre namentlich darauf hin, dass sich das politische Schwergewicht in den 120 Jahren seit 1848 eindeutig von den Kantonen auf den Bund einerseits und vom Parlament auf die Regierung andererseits verschoben habe, dass die Institutionen diesen Veränderungen aber kaum angepasst worden seien. Etwas vereinfacht ausgedrückt, werde die Schweiz des 20. Jahrhunderts mit Einrichtungen des 19. Jahrhunderts regiert.

Die eidgenössischen Räte schlossen sich in der Sommersession 1966 den Überlegungen der beiden Motionäre an, indem sie ihre Vorstösse einmütig an die Regierung überwiesen. Der Bundesrat nahm den ihm überbundenen Auftrag ernst, betraf er doch keinen Geringeren als Alt-Bundesrat Prof. Dr. Friedrich Traugott Wahlen als Präsidenten der »Arbeitsgruppe für die Vorbereitung einer Totalrevision der Bundesverfassung«. Erfreulich ist auch die Tatsache, dass dieser Arbeitsgruppe nur Experten im besten Sinne des Wortes angehören — unter ihnen der Basler Staatsrechtler Prof. Dr. Max Imboden —, die Gewähr dafür bieten, dass es um die Sache und nicht um irgendwelche Interessen geht.

Mit erstaunlicher Energie und Geschwindigkeit hat sich die Kommission Wahlen, die anfangs 1967 konstituiert wurde, an die Arbeit gemacht. Bereits am 27. November des vergangenen Jahres veröffentlichte sie ihren »Fragenkatalog zur Totalrevision der Bundesverfassung«, den sie an alle Kantone, Parteien und Universitäten zur Stellungnahme versandte. Betrachten wir nun kurz diesen Fragenkatalog!

### Fragenkomplexe

Er umfasst, ohne irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit, das ganze Spektrum der Staatstätigkeit und der Organisation der Staatsgewalt. Fragen über Probleme geringerer Bedeutung sind bund durcheinander gemischt mit Fragen, die eine Diskussion über die Grundlagen unseres Staatswesens auslösen müssen. Im Zentrum stehen dabei die Fragenkomplexe »Bund und Kantone« und »Bundesbehörden«. Unter dem Titel »Bund und Kantone« geht es zum Beispiel um das im Lichte des Jurakonfliktes äusserst schwerwiegende Problem, ob Aenderungen im Bestand der Kantone — bekanntlich ist es seit 1848 nie zu solchen Aenderungen gekommen — zugelassen und verfahrensmässig geregelt werden sollen. Gerade für unsere Hochschule von höchster Aktualität ist dann etwa die Frage, ob die Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen auf dem Gebiet des Hochschulwesens und der Forschung neu überdacht werden sollte. Nicht

weniger bedeutungsvoll ist auch eine saubere Ausscheidung der Finanzhoheit von Bund und Kantonen, die seit dem Ersten Weltkrieg heiss umstritten ist.

Unter dem Stichwort »Bundesbehörden« wagt sich die Kommission ebenfalls an helvetische Tabus heran. Hierbei gehört etwa die Frage, ob der Ständerat in der bisherigen Form beizubehalten sei — eine Frage, die kürzlich auch von Alt-Ständerat Dr. Eduard Zellweger angeschnitten wurde. Auch der heute geltende Proporz bei den Nationalratswahlen ist nicht sakrosankt; die Tatsache, dass im Kanton Zürich in den Wahlen vom 29. Oktober 1967 über 400 Kandidaten auf 14 Listen um die Gunst des Wählers buhlten — eine Vielzahl, die den Ueberblick praktisch verunmöglichte —, lässt die Frage nach einer Rückkehr zum Majorz für die grossen Kantone Zürich und Bern als höchst aktuell erscheinen. Auch der Bundesrat könnte unter Umständen in eine Totalrevision einbezogen werden, sei es durch eine Aenderung der Zahl seiner Mitglieder, sei es durch Einführung der Volkswahl. Beim Bundesgericht wäre vor allem an eine Erweiterung seiner Verfassungsgerichtsbarkeit zu denken, die vor allem auch Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse umfassen sollte.

Wir haben hier nur eine Auswahl der von der Arbeitsgruppe zusammengestellten Fragen herausgegriffen. Sie dürfte aber mit aller Deutlichkeit zeigen, dass es bei der Totalrevision nicht um Verfassungskosmetik geht, sondern

im weitesten Sinne um eine Ueberprüfung der Grundlagen und der Führungsorganisation unseres Staates.

### Auftrag an die Universitäten

Die Kommission Wahlen hat ihren Fragenkatalog nicht wie üblich an die grossen Wirtschaftsorganisationen — Gewerkschaftsbund, Handels- und Industrieverein, etc. — zur Vernehmlassung gesandt, sondern den Kantonen, Parteien und Universitäten unterbreitet. Damit ist also auch die Universität Zürich aufgerufen, bis Ende 1968 zu den Fragen der Arbeitsgruppe Stellung zu nehmen. Bisher hat sie sich noch nicht entschieden, in welcher Form dies geschehen soll, ja es ist noch nicht einmal sicher, ob sie sich überhaupt äussern wird. Die verantwortlichen Stellen dazu aufzurufen, die einmalige Gelegenheit zu benützen und die Stimme der grössten Schweizer Universität nicht untergehen zu lassen, ist deshalb eines der wichtigsten Anliegen dieses Artikels. Es sei abschliessend noch gestattet, einen persönlichen Vorschlag hinsichtlich des Vorgehens vorzulegen.

### Wie könnte sich die Universität beteiligen?

Die Grundlage der Zürcher Stellungnahme hätte selbstverständlich der Fragenkatalog der Arbeitsgruppe zu bilden. Die darin angeschnittenen Pro-

blemkomplexe wären von nicht zu umfangreichen Arbeitsgruppen, denen sowohl Professoren als auch Assistenten, Doktoranden und Studenten angehören müssten, zu bearbeiten. Für den Start würde sich wohl ein etwa dreitägiges Seminar in den Frühjahrsferien am besten eignen. Die Arbeitsgruppen hätten zu den von ihnen behandelten Fragen präzise Antworten zu formulieren und sie am Ende des Seminars den andern Gruppen vorzulegen. Diese würden versuchen, sich im Laufe des Sommersemesters ein eigenes Urteil zu bilden. Es wäre dann Aufgabe eines zweiten Seminars, kurz vor Beginn des Wintersemesters 1968/69 die verschiedenen Ansichten wenigstens teilweise auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und eine Redaktionskommission zu bestimmen, die die Zürcher Stellungnahme zu formulieren und der Kommission Wahlen zu überbringen hätte.

Gewiss, es ist dies ein ehrgeiziges Projekt, setzt doch der Zeitmangel allen Beteiligten für ihre Mitarbeit enge Grenzen. Dennoch muss es gewagt werden, denn die Universität Zürich kann es sich nicht leisten, in der Diskussion um die Schweiz von morgen zu schweigen. Hoffen wir, dass im nächsten »Zürcher Student« eine Einladung an alle zur Mitarbeit an der Vorbereitung der Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung zu finden sein wird!

## Operation ohne Diagnose

Von Willi Wetzli

Zielt der entworfenen Fragen-Katalog tatsächlich auf Entscheidenderes als nur auf eine Verfassungskosmetik, wie Peter Schäppi meint? Der Verfasser des folgenden Artikels bezweifelt es.

### Auf Hochglanz poliert

Der Entwurf soll, wie das Begleit-schreiben darlegt, als Arbeitsgrundlage für weitere Gespräche dienen; er erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und will »der schöpferischen Initiative der mitarbeitenden Stellen auf keinen Fall Grenzen setzen«. Die 73 Fragen berühren in erster Linie folgende Themen:

- Grundrechte
- Dienstpflicht und Dienstverweigerung
- Finanzzielles
- Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen

- Gewichtsverteilung und Wahlmodus der beiden Kammern
- Zahl und Wahlmodus der Exekutive
- Hilfsorgane

Alles in allem: Man ist bemüht, die etwas altliche Staatsmaschine zu entrostern und auf Hochglanz zu polieren, ohne die Gesamtstruktur zu revidieren. Hier und dort werden einige neue Schrauben angebracht. Man betreibt Kosmetik, wie es H. Tschäni im Tages-Anzeiger vor Monaten befürchtete hat.

Man überdenkt organisatorische Grundlagen neu. \*

Blättern wir aber zurück und untersuchen, was für einen Auftrag die Kommission Wahlen erhalten hat.

Die Motion Obrecht vom 13. Oktober 1965 beginnt folgendermassen: »Die ideellen und organisatorischen Grundlagen unseres Bundesstaates sind seit 1948 in den Grundzügen unverändert geblieben... Heute ist es wie nie zuvor fühlbar, dass diese Grundlagen nicht mehr genügen, sondern einer grundlegenden Ueberprüfung und einer grosszügigen Anpassung bedürfen...«

Der Text spricht als erstes von ideellen Grundlagen, bevor die organisatorischen erwähnt werden — kann doch eine organisatorische Form nie die Existenzberechtigung in sich selbst finden; sie braucht ihren Inhalt, ihre Idee.

Es kann nicht bestritten werden, dass die Aufgabe der Kommission Wahlen darin bestand, »die Wünschbarkeit einer Totalrevision allenfalls grundsätzlich zu prüfen«. Ich bediene mich einer Formulierung der Arbeitsgruppe selbst. Wenn auch völlig unklar ist, was in diesem Zusammenhang »allenfalls« bedeutet, so ist doch die Aussage von »grundsätzlich« umso verständlicher; grundsätzlich heisst: in den Grundsatzen. Die Grundsätze jedoch liegen einer Verfassung zugrunde, müssen also nicht unbedingt veris expressis angeführt sein; sie durchdringen das ganze Werk.

### Immerhin die Hälfte ward getan

Im Konkreten gehören zu den Grundsätzen wohl die Fragen nach der Ziel-

Fortsetzung auf Seite 5

## IN DIESER NUMMER

- 3 Das Berliner Fieber
- 7 Liebesrezepte der Hippies
- 15 Pop-Film ohne Zukunft
- 17 Wissenschaft: Erbschäden durch Zivilisation?
- 19 Märtyrer Lumumba?
- 21 Die Strategie des Friedens

## Anfangs 1968

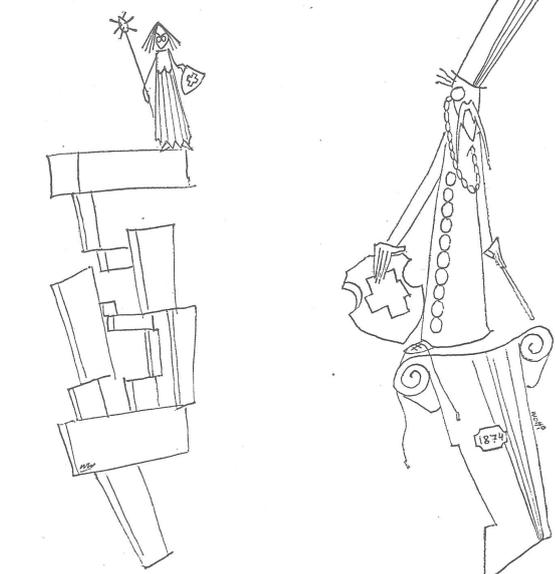
Allein im Winter wird ein altes Jahr mit den Posaunenklängen von Rückblicken verabschiedet und ein neues hoffnungsvoll begrüsst — mit klirrenden Sektgläsern und der stereotypen Mahnung, es möge »besser« werden als sein Vorgänger. Dass ein Jahr nicht aus sich heraus gut ist oder schlecht, sondern erst durch die Taten, mit denen es die Menschen erfüllen, ist eine unbequeme Einsicht, und folglich weicht man ihr aus auf die Ebene der abgegriffenen Unverbindlichkeiten: »Möge uns das neue Jahr...«

Unverbindliche Floskeln dieser Art, Ausflüchte, Rückzüge vor einer vielleicht petlichen Einsicht — denn das sind sie ja im Grunde — könnten einen Rückblick auf das Jahr 1967 prägen. Im studentischen Sektor etwa: Das vergangene Jahr brachte unserem nördlichen Nachbarland eine Kette von Ausbrüchen studentischer Unruhe. — Rückblicke dieser Gattung sind billig, risikolos und leicht zur Hand: Argumente, Ursachen und Zusammenhänge werden hinter Scheingebilden geheimnisvoller, rational nicht fassbarer Mächte kaschiert. So tritt das Schicksal an die Stelle menschlichen Handelns und Unterlassens, das Pech nimmt den Platz von Fehlern ein. Gedacht wird wenig, denn das wäre un bequem — verbessert gar nichts, denn das würde erstens die Reflexion und zweitens das Engagement bedingen. Auf diese Weise werden aus Studentennurken, die in Wirklichkeit einen geschichtlichen Hintergrund und eine sachliche Basis haben, bedauerliche Zwischenfälle, kleine, nicht der Diskussion würdige Unstetigkeiten in der Entwicklung von Staat und Gesellschaft.

Das gleiche gilt für die Ausblicke. Die Frage darf nicht lauten: Was bringt uns das neue Jahr?; sie soll aktiv gestellt sein: Was werden, was sollten, was können wir tun? — Um zu unserem Beispiel zurückzukehren: Es wird in diesem Jahr die Aufgabe all jener sein, die sich mit der Hochschule auseinanderzusetzen haben — der Dozenten und Behörden nicht weniger als der Studenten —, sich zu überlegen, wie die Hochschulen des 19. Jahrhunderts, die wir in diesem Lande fast allenthalben noch haben, in die Gegenwart gebracht werden können, und dies möglich schmerz- und reibungslos — ohne den Zusammenprall sich nicht verstehender (oder nicht verstehen wollender?) Faktoren, der unser Nachbarland erschütterte. Und es wird ihre Pflicht sein, die so gewonnenen Erkenntnisse in die Tat umzusetzen.

Denn eines steht fest: Der Körper unserer Hochschulen ist alt, überlebt, in vielen Belangen verkalbt; er bedarf der Erneuerung. Dass dabei die eine oder andere Tradition, dieses oder jenes Privileg fallen muss, liegt in der Natur der Sache. Dass die Schweizer Hochschulen den schwierigen Schritt ins zwanzigste Jahrhundert in sehr naher Zukunft werden tun müssen, steht fest. Wie sie die Stufe nehmen — ob kraftvoll und mutig oder zaghaft, mit der Gefahr, einen schmerzhaften Misstritt zu machen —, hängt ganz von der Klugheit der beteiligten Parteien ab.

Die Redaktion



Ein modernes Postament für Mutter Helvetia...

... oder bloss neue Schubhändler für Vater Staat.

**Ungarische Studenten lernen die Schweiz kennen**

Auf Veranlassung von Herrn Prof. Ess an der ETH lud unser Verband im letzten Sommer eine Gruppe von 9 ungarischen Studenten für 14 Tage in die Schweiz ein. Da wir in der kurzen uns zur Verfügung stehenden Zeit keinen Austausch organisieren konnten, versuchten wir, unseren Gästen ohne finanziellen Rückhalt einen Eindruck von der Schweiz zu vermitteln. Wir brachten deshalb die Studenten in einem eigens für sie organisierten Arbeitslager in Savognin unter. Ihre Arbeit bestand im Ausbessern und Neuerstellen von Wanderwegen.

Die Gemeinde Savognin und die Nando-Sesselflit AG übernahmen Unterkunft und Verpflegung und richteten unseren Gästen auch ein kleines Taschengeld aus. Mit erstaunlicher Energie und Ausdauer schaufelten und pickelten die Ungarn in dem ihnen ungewohnten Höhenklima, so dass das Tagespensum meist viel rascher als erwartet erfüllt wurde.

In der Freizeit traf man die zeichnenden und malenden Studenten der Kunsthochschule Budapest im und um das Dorf Savognin, meistens umgeben von staunenden Einheimischen, mit denen sich dann oft eine Diskussion mit Zeichensprache und wenigen Brocken Deutsch anbahnte. An den Abenden wurde diskutiert oder mit der Bevölkerung zusammen ein fröhliches Fest gebaut. - Zwischen die Arbeitstage wurden zwei Tagesexkursionen eingeschoben.

Nachdem unsere Gäste durch den Aufenthalt in einer Berggemeinde das Funktionieren unseres freiheitlichen Systems kennenlernten und sich auch langsam an unsere Lebensgewohnheiten gewöhnen konnten, führten wir die Studenten auf einer viertägigen Reise durch die Schweiz. Sie führte u. a. nach Bern, wo unter der Leitung von Architekt F. Thormann die Hallensiedlung besichtigt wurde. Diese Siedlung ist ein Versuch, das Gemeinschaftsleben der Siedlungsbewohner unter Wahrung des Privatlebens des einzelnen zu verwirklichen - eine Problemstellung, die bei den Besuchern aus einem sozialistischen Staat auf grosses Interesse stiess. Die Reise wurde nach Zürich fortgesetzt, wo wir die Ungarn für zwei Tage bei Familien unterbrachten. Dieser Aufenthalt in den Gastfamilien wurde trotz den Sprachschwierigkeiten zu einem vollen Erfolg. Die Gastfreundschaft wurde gelobt, und die Gastgeber waren beeindruckt von der ungarischen Zuverlässigkeit und Herzlichkeit.

Ermöglicht wurde diese kleine Schweizer Reise durch Spenden von Industrie und Privaten, welche solche Kontakte über den Eisernen Vorhang

hinweg begrüssen und für notwendig erachten. - In Zürich wurden einige Betriebe besucht, welche unseren Gästen einen Eindruck vom Schaffen in der Schweiz vermittelten. Dabei wurde natürlich berücksichtigt, dass alle ungarischen Studenten Schüler der Kunsthochschule in Budapest sind.

Für die meisten unserer ungarischen Gäste war dies die erste Reise in den Westen. Wir hoffen, sie habe ein wenig dazu beigetragen, das Verständnis zwischen Ost und West zu fördern, das allein die Grundlage zu einem gegenseitigen Gespräch bilden kann. Wenn wir unseren Gästen ein möglichst objektives Bild unserer Schweiz mitgeben konnten, ist der Zweck unserer Einladung erfüllt worden und der Arbeitsaufwand unserer Mitarbeiter hat sich gelohnt. Wir hoffen, dass wir auch in Zukunft auf die Unterstützung von Industrie, Gemeinden und Privaten bei der Durchführung ähnlicher Einladungen zählen dürfen.

Niklaus Gassmann

**Tschechische Studenten in der Schweiz**

Vom 14. August bis 1. September 1967 weilten 22 tschechische Studenten und Assistenten in der Schweiz. Damit wurde der zweite Teil eines devisaenen Austausches zwischen dem VSETH Zürich und der Technischen Hochschule Brno abgewickelt. Da die Studenten aus der CSSR länger als die Schweizer im Gastland verweilen wollten, organisierte der VSETH über die BAW (Bündner Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege) vor der Schweizer Reise ein Arbeitslager in Trin (GR).

Hier bauten die Bauingenieur- und Architektur-Studenten ein bis dahin fehlendes Teilstück des grossen Wanderweges, der den Naturfreund abseits der grossen Strassen vom St.-Galler Rheintal bis zum Oberalp führt. Da das Wegstück zum Teil durch schwieriges Gelände führt, wurden auch die besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten der intellektuellen Arbeiter sinnvoll ausgenutzt. Auf diese Weise konnten sich die tschechischen Freunde ein willkommenes Taschengeld verdienen.

Dieser materielle Aspekt trat aber sofort in den Hintergrund, denn die jungen Tschechen kam vom ersten Tag an in engen und überaus herzlichen Kontakt mit der Bevölkerung von Trin. So erhielten sie auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen einen Einblick in das Leben und den politischen Aufbau einer Berggemeinde, wie er besser und überzeugender von keinem noch so gut dokumentierten Vortrag hätte vermittelt werden können. Durch Exkursionen erhielten sie auch einen Eindruck von den Natur-

schönheiten, der alten und der modernen Architektur und den Leistungen der Ingenieure in dieser Region.

Auf diese Weise erfüllte das vierezhntägige Arbeitslager eine wichtige Funktion. Die Gäste konnten sich in aller Ruhe an die neuen Verhältnisse anpassen und gewannen eine kulturell-politische Basis, auf der die folgende Schweizer Reise weit mehr als eine touristische Attraktion wurde. Selbstverständlich lag der Hauptakzent auf den Naturschönheiten, den Baudenkmalern, der modernen Architektur und den Nationalstrassen mit ihren imposanten Kunstbauten, aber die Reise vermittelte auch einen Eindruck vom Gemeinsamen, Verbindenden, das die in ihrer individuellen Eigenart so stark

geprägten Bevölkerungsgruppen zu einem geeigneten Staate zusammenschliesst.

Nach der Schweizer Reise lebten unsere Kommilitonen noch einige Tage als Gäste in Zürcher Familien. So lernten sie neben den Bergbauern auch den städtischen Mittelstand kennen. Besichtigungen von verschiedensten Betrieben von der Maschinenfabrik bis zur Zeitungsredaktion und zum Musterbetrieb einer Nahrungsmittelfabrik sowie Kontakte und Diskussionen mit Zürcher Studenten rundeten das Bild ab.

Wir versuchten, keine potemkinsche Fassade zu errichten, sondern neben Schömem und Gutem auch auf negative Seiten aufmerksam zu machen.

J. Oswald, Reiseleiter

**Von Churchill zum Gemeinsamen Markt**

**Eine Veranstaltung der schweizerischen Winston-Churchill-Stiftung**

Auf Einladung der Schweizerischen Winston-Churchill-Stiftung sprach Professor Raymond Aron am 8. Dezember 1967 in der Universität Lausanne über die »Europäische Idee von Churchills Zürcher Rede bis zum Gemeinsamen Markt«. Es war dies die zweite Churchill-Gedenkvorlesung - die erste hatte Lord Butler, der langjährige Mitarbeiter Churchills, am 24. Januar 1967 in der Universität Zürich gehalten -, die von der Winston-Churchill-Stiftung veranstaltet wurde. Die am 9. Dezember 1966 von Wissenschaftlern, Politikern und Geschäftsleuten in Zürich gegründete Stiftung, deren Rat der jeweilige Präsident der Studentenschaft der Universität Zürich als Mitglied angehört, bezweckt, das Gedächtnis an Churchills Leben und Wirken wachzuhalten und insbesondere das Studium und die Erforschung der historischen Erscheinung und der Rolle des britischen Staatsmannes im Zeitalter der beiden Weltkriege zu fördern. Um dieses Ziel zu erreichen, richtet die Stiftung in Zürich eine Winston-Churchill-Bibliothek ein, die der Förderung und Pflege der Churchill-Studien und der zeitgeschichtlichen Forschung im allgemeinen dienen soll. Ergänzend befassen sich die an schweizerischen Hochschulen periodisch durchgeführten Gedächtnisreden nicht nur mit historischen Fragen, sondern auch, im Gedanken an die Zürcher Rede Churchills im Jahr 1946, mit den Problemen der Einigung Europas.

Zu Beginn der Lausanner Gedenkfeier sprach Dieter Marty, Vorsitzender des Grossen Studentennrats, im Namen der Zürcher Studentenschaft Worte der Besinnung und des Dankes. Der Zürcher Delegierte erinnerte an die Botschaft, die Churchill im Jahr 1946 in der Aula der Universität Zürich an die akademische Jugend der Welt gerichtet hatte: »Therefore I beg you that Europe arise.« Dieser Appell habe nicht an Aktualität verloren; er sei ein Auftrag, den es zu erfüllen gelte.

Professor Aron leitete seinen Vortrag mit einem persönlichen Bekenntnis zur historischen Leistung der Briten ein, indem er an den »einsamen Kampf« erinnerte, den Churchill und Grossbritannien im Jahr 1940 gegen den Ansturm des nationalsozialistischen Feindes geführt hatten. Etwas peinlich berühre die heutige »anglophobe« Haltung de Gaulles, wenn man sich der grossen Dankeschuld gegenüber den Briten bewusst sei. Anschliessend schilderte der Pariser Professor in geraffter Darstellung Churchills Vision eines Vereinigten Europas, das im Schutz des anglo-amerikanischen Blocks aus der Versöhnung zwischen Frankreich und

Deutschland erstehen sollte. Danach setzte der Redner zur kritischen Analyse der Nachkriegszeit an: Er zeichnete ein differenziertes Bild von Grossbritanniens Beziehungen zum Europäischen Kontinent und konfrontierte Churchills Einigungsziele mit der heutigen Situation Europas.

Im Siegesbewusstsein und in der Welt seiner »finest hour« gleichsam befangen, habe das britische Inselreich den Anschluss an Europa in jenem Moment verloren, als die Kontinentalmächte den systematischen Zusammenschluss vorbereiteten. In der Folge fasste sich Aron mit der Entstehung und Entwicklung des Gemeinsamen Marktes und legte gewichtige Gründe für die heutige Stagnation der wirtschaftlichen und politischen Einigungsbestrebungen dar. Der Haupttrend, der einer gesamteuropäischen Einigung »widerlaufe«, scheint ihm eine deutlich spürbare Re-Nationalisierung der Politik zu sein. Das verstärkte nationalstaatliche Denken und ein im Zeichen der Koexistenz sich ausbildendes Sicherheitsgefühl würden zwangsläufig die europäische Idee schwächen. Die Angst vor der Gefahr aus dem Osten habe auffallend nachgelassen. So zeige die Art, wie die Weltpresse die 50. Jahresfeier der bolschewistischen Revolution würdigte, dass man sich mit dem Sowjetblock als Nachbarn abgefunden habe und glaube, er würde sich unter dem Druck Pekings zunehmend liberalisieren und an den Westen anlehnen. Solchermassen beruhigt, erscheine den europäischen Staaten ein Zusammenschluss nicht mehr so dringlich, wie dies noch in den fünfziger Jahren der Fall gewesen sei.

Abgesehen von dieser Entwicklung, herrsche eine bemerkenswerte Ungewissheit über die Organisation eines Vereinigten Europas. So stünden sich die althergebrachte Vorstellung von der Einigung Westeuropas um den Block der Sechs und die neue Idee einer Verbindung mit dem »Europe orientale« gegenüber. Hauptsächlich aber vermisse Professor Aron eine europäische Aussenpolitik; es erwecke im Gegenteil den Anschein, als würden sich die europäischen Staaten aus dem Weltgeschehen zurückziehen und in Passivität verharrend, die Rolle des Beobachters, vielleicht des Kritikers, ausüben wollen. Mit sarkastischem Unterton spielte der Franzose dabei auf die Neutralität der Schweiz an.

Den pessimistischen Ton seiner Ausführungen dämpfte der Referent mit der Feststellung, dass wohl Churchills Hoffnungen eines geeinten Europas noch nicht erfüllt seien, dass aber der Gemeinsame Markt trotz all seiner bisherigen Funktionsschwierigkeiten ein erster Schritt zu ihrer Realisierung sein könne. Es nütze allerdings wenig, den Gemeinsamen Markt um neue Mitglieder zu erweitern, ohne dabei seine Struktur grundlegend zu ändern. Erfolg für die wirtschaftliche und politische Einigung Europas verspricht sich der Redner von der Installation eines »pouvoir politique européen«. Ob allerdings die europäischen Staaten und insbesondere das nach Amerika orientierte Grossbritannien diese supranationale Macht anerkennen würden, liess Raymond Aron als Frage offen.

Max Lüthi, cand. phil. I

**Anarchie für Anfänger**

**Wie es ihm gefällt, oder:**

Der Verlauf einer Sitzung des Grossen Studentennrats (GSTR) gehörte kaum je zum Erhebendsten dieser Erde. Dieses Schicksal teilt er im übrigen mit anderen Studentenparlamenten des In- und Auslandes. Seine Daseinsberechtigung gründet ja auch nicht darauf, einigen Minipolitikern zu einem genussreichen Abend zu verhelfen, sondern es ist seine Aufgabe, die Interessen einer studentischen Legislative wahrzunehmen. Wie pflichtbewusst und wirkungsvoll er diese Aufgabe zu erfüllen vermag, kann das einzige Beurteilungskriterium dieses Gremiums sein.

Kurz vor Weihnachten versammelte sich der GSTR zu einer ausserordentlichen Sitzung, um über eine Strukturreform der Studentenschaft zu debattieren. In einem langwierigen, formellen Vorgeplänkel, in dem sich für eine Abstimmung manchmal bis zu fünf Anträge, Gegen- und Zusatzanträge gegenüberstanden, entschied man sich schliesslich, das Geschäft materiell zu behandeln.

Als die Beratungen an einem Punkt angelangt waren, den zu behandeln Thomas, der in der »Galerie« der letzten ZS-Nummer als Held gefeiert wurde, offenbar nicht behagte, verliess ihn sein sprichwörtlicher Mut und er den Saal. Der einzige Zweck, den er damit auch erreichte, bestand darin, den Rat beschlussunfähig werden zu lassen. Es war zu jener vorgerückten Stunde nämlich gerade noch zu der Beschlussfähigkeit notwendige Mindestzahl von Ratsmitgliedern anwesend, da nicht alle von ihm und seinen Getreuen inszenierten Auftakt schadlos überstanden. Anstatt sich mit einer ordnungsgemässen Intervention (Votum, Nicht-eintretensantrag, Gegenantrag usw.) in die Bresche zu werfen, wie es das zuvor schon oft getan hatte, zog es Thomas also vor, die Sitzung gewaltsam zu unterbrechen und so seine Ratskollegen (in echter Solidarität) zu zwingen, nach den Weihnachtstagen zur Beratung einiger weniger Punkte erneut zusammenzutreten. Dieser Sprung nach vorn kann Thomas umso weniger verzeihen werden, als er - bis vor kurzem noch Präsident des Rates - selbst mehrmals gegen Schluss einer Sitzung Ratsmitglieder zum Ausharren anhalten musste, damit der GSTR noch beschlussfähig die Traktandenliste erledigen konnte. Der permanente Ruf nach Demokratisierung wird durch solche Vorkommnisse jäh entlarvt. ju

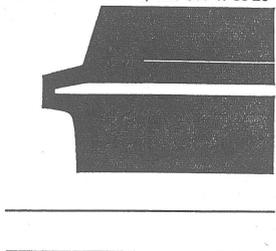
**Wählen Sie unter 200 neuen Klavieren**

Kemble	ab Fr. 2345.-
Rippen/Lindner	ab Fr. 2590.-
Zimmermann	ab Fr. 2775.-
Burger & Jacobi	ab Fr. 3600.-
Sabel	ab Fr. 3625.-
Schmidt-Flohr	ab Fr. 3800.-
Schimmel	ab Fr. 3675.-
Knight	ab Fr. 3675.-
Grobian-Steinweg	ab Fr. 5100.-
Steinway & Sons	ab Fr. 6275.-
Bechstein	ab Fr. 6625.-

Verlangen Sie den Gesamtkatalog. Miete - Enttausch - Occasionen - günstige Teilzahlungsbedingungen

**Jecklin**

Pianohaus Disco-Center Zürich 1 Rämistrasse 30 + 42, Tel. 051 47 35 20



**FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»!**  
Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

**FACIT**  
8001 Zürich, Löwenstrasse 11, Telefon 051 27 58 14  
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

Inserat

**Der Verband der Studierenden an der ETH (VSETH)** dankt den folgenden Firmen und Personen, die durch Geldspenden die Durchführung des Studentenaustausches mit Oststaaten ermöglichen haben:

Luwa AG, Zürich  
Technostrade AG, Zürich  
Maschinenfabrik Rütli AG, Rütli  
Packard Instrument International SA, Zürich  
Golay-Buchel & Cie. SA, Lausanne  
Prof. H. Ess, Zürich  
Tornes SA, Moutier  
Heberlin & Co. AG, Wattwil  
AG Fritz Studer, Glockenthal  
Advico AG, Gockhausen

VSETH

**f**  
freihofer ag

Buchhandlung für Wissenschaft und Technik

Universitätsstrasse 11, 8006 Zürich  
Tel. 47 08 33 / 32 24 07

Wir bedienen Sie jetzt auf 2 Etagen.

**Unterrichtsreform am Poly**

Wohl nicht ganz zufällig waren im letzten »zürcher student« die Feste von dem VSETH-Präsidenten, Niklaus Gassmann, und die »gesammelten Behauptungen« von U. O. auf derselben Seite zu finden. Nachlassendes Interesse für das Ingenieurstudium könnte sehr wohl auch damit zu tun haben, dass das Poly bei manchen Maturanden den Ruf einer harten, in ihren Unterrichtsmethoden reaktionären Sektionsanstalt besitzt. Zu viele junge Studenten verlieren nach ein, zwei Semestern die Begeisterung für ihr Studium, zu viele verfallen in einen öden Leerlauf mit dem einzigen Ziel, auf rascheste Art unter minimalem Aufwand (lies Aergern) die unangenehme Zeit am Poly zu überstehen. Die Zahl kopierter Übungen spricht da eine beredete Sprache.

Die Behauptungen von U. O. sind gewiss zum schönen Teil berechtigt. Sie sind vielleicht (zu) polemisch, aber eines sind sie sicher nicht: neu oder ketzerisch. Seit Jahren verfehlt der VSETH die gleichen Themen, seit Jahren kämpfen die Fachvereine für sinnvollere Studienregulative. Die Resultate all dieser Bemühungen sind indessen äusserst bescheiden.

Das müsste eigentlich erschrecken. Ist es denn nicht erstaunlich, mit welchen enormen Summen einerseits die ETH ausgebaut wird - seit 1959 sind von den eigenbissischen Räten an die 700 Millionen Franken für ETH-Bauvorhaben bewilligt worden -, wie wenig Einsatz andererseits darauf verwendet wird, das Studium so zeitgemäss wie möglich zu gestalten?

Prof. Imboden schätzt, dass 1965 der Aufwand für die Ausbildungskosten je Student rund 9500 Fr. betragen haben (ohne Bauten). Keinem Schweizerbürger, keinem Studenten kann man verargen, wenn er dann beginnt, volkswirtschaftliche Rentabilitätsrechnungen anzustellen. Niemand darf sich wundern, wenn Zweifel entstehen über die

maximale Ausnützung dieser Investitionen.

Zweifellos gibt es Vorlesungen alten Stils, sogar ohne zugehörige Übungen oder Seminare, welche ihren Zweck vollauf erfüllen. Es sei keine Rede davon, dass nun Hals über Kopf und durchs Band weg sogenannter programmierter Unterricht eingeführt werden müsse - selbst wenn damit mittlerweile bereits an einer Zürcher Realschule gute Erfahrungen gesammelt worden sind. Nicht jede Vorlesung bedarf einer Autographie. Die Studenten würden sich wohl als erste wehren, wenn die ETH sich als einziges Ziel setzte, möglichst viele Studenten in möglichst kurzer Zeit in ihrer Retorte zu einsetzbaren Ingenieur-Stachanows zu verarbeiten.

Aber die Aufgabe bleibt: Die ETH kann ihren guten Ruf nur wahren, wenn sie neben grosszügigen Neubauten auch ein sinn- und zeitgemässes Studium anbieten kann.

Es ist sehr zu begrüssen, dass der VSETH demnächst ein Seminar für Dozenten und Studenten durchführt, das dem Thema »Unterrichtsmethodik« geweiht sein soll. Bewusst hat der VSETH sich auf dieses Untergebiete beschränkt. Für einmal sollen alle hochtrabenden und schönen Worte über Bildung und Kultur, über Hochschul- und Studienreform beiseite gelassen werden, um sich ganz der Frage zuzuwenden: Wie kann Wissenschaft heute besser vermittelt werden?

Das Seminar wird drei Teile umfassen: Zunächst soll informiert werden über moderne Mittel der Wissensvermittlung, dann sollen Kriterien für die Nützlichkeit verschiedener Formen des Unterrichts erarbeitet werden, und schliesslich hofft der VSETH, einen Aktionsplan für seine weiteren Interventionen aufstellen zu können. Schon einmal, vor zwei Jahren, hat der VSETH ein ähnliches Seminar durchgeführt. Dessen Erfolg rechtfertigt es, jedem Studenten die Teilnahme am neuen Seminar wärmstens zu empfehlen (vgl. Mitteilung auf Seite 12). S. P.

## Die Eskalation in Berlin

Um Vorfälle wie die anlässlich des Berliner Schah-Besuchs zu verstehen, um die immer regere politische Stellungnahme von Berliner und nun auch anderen deutschen Studenten deuten zu können, wird man sich zunächst die Entwicklung während der letzten Jahre vergegenwärtigen müssen. Die im Hochgefühl des Antikommunismus so genannte »Freie Universität« (FU) in Berlin durfte 1948 für sich in Anspruch nehmen, eine der fortschrittlichsten Gründungen zu sein. Gedacht war sie als eine politische Universität; an ihr lehren und studieren hiess sich zur Demokratie bekennen und gegen Totalitarismus linker wie rechter Ausprägung kämpfen. Studentische Mitsprache war auf allen Ebenen vorgesehen, selbst an den Berufungen ihrer Lehrer waren studentische Vertreter beteiligt. Diese singuläre Universitätsordnung, für die später der Begriff des »Berliner Modells« geläufig wurde, war ein Versuch in Richtung der einst bei Humboldt imaginierten »einheitlichen und gleichberechtigten Lebensform von Professoren und Studenten«. Doch es bahnten sich bald restaurative Entwicklungen an: Schritt für Schritt wurden die studentischen Mitbestimmungsrechte beschnitten, bis die Verwaltung sie endlich auf jene pitoyable Form von »Betroffenengehör« heruntergebracht hatte, mit der sich auch die Schweizer Studenten noch zu bescheiden haben. (Dass ähnliche Tendenzen auch in der Schweiz walten, zeigt etwa der äusserst bedenkl. Vorentwurf zu einem neuen Basler Universitätsgesetz, dem zufolge nicht nur die Autonomie der Universität bedroht wäre, sondern auch den Studenten die Mitbestimmung sogar in studentischen Angelegenheiten verweigert werden soll.)

In Berlin wurden den Studenten ihre Rechte nicht beschnitten, weil sie ihre Mandate in unbecommener Weise beansprucht hätten – vielmehr hatten sie eher zu wenig Interesse an den universitären Fragen gezeigt. Solange zwischen den Studenten und den Professoren Einmütigkeit herrschte, mochte man von studentischer Seite den Abbau eher als Entlastung empfunden haben: es gab denn auch kaum Widerspruch von ihrer Seite, als immer mehr Ausschüsse des Senats ohne studentische Mitglieder tagten. Erst nachdem autoritäre Massnahmen von seiten des Rektors die Freiheit des Lernens zu beschränken drohten, wurde die entstandene rechtliche Ohnmacht bewusst.

Hauptanteil an der allgemeinen politischen Aktivierung der Berliner Studenten hatten die inneruniversitären Auseinandersetzungen. Sie erst brachten jense politische Bewusstsein hervor, das bisher passive Studenten die fragwürdigen Seiten der deutschen Politik erkennen liess; erst dieses Ausbrechen aus ideologischem Denken, das in der isolierten Stadt besonders scharf polarisiert war, zeigte ihnen den Zusammenhang der universitären Probleme mit den Bedingungen des bestehenden Systems auf.

## Kuby — Jaspers — Krippendorff

Die erste Krise an der FU löste ein Verbot des damaligen Rektors, Liers, aus: der Journalist Erich Kuby, der Jahre zuvor sich einfallen liess, Kritisches über die Freie Universität zu äussern, durfte bei einer Veranstaltung zum 20. Jahrestag der Kapitulation an einem Podiumgespräch in der FU nicht teilnehmen. Proteste wie etwa der des Philosophen Weischedel nützten nichts – die Veranstaltung musste an die Technische Universität (TU) verlegt werden. Ein Assistent am Otto-Suhr-Institut (Politologie), Dr. Ekkehart Krippendorff, wusste in einer Berliner Tageszeitung indes noch Bedenklicheres zu berichten. Auch Karl Jaspers sei eingeladen worden, und auch ihn habe man abgelehnt. Der Rektor verlangte Richtigstellung: Jaspers habe aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt. Obwohl Krippendorff dies tat, ordnete der Rektor über den Kopf des Institutsleiters hinweg an, sein Assistentenvertrag sei nicht mehr zu verlängern. Und dies, obschon – oder wohl eher: weil – Krippendorff, ohne es zu wissen, kein Gerücht, sondern die Wahrheit verbreitet hatte: Noch vor der Absage Jaspers' hatte der akademische Senat den Rektor beauftragt, eine Rücknahme der Einladung an den politisch unbecommene Philosophen zu veranlassen.

## Richtlinienstreit

In der Folge vermehrten sich die Spannungen. Eine Ausstellung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) über Vietnam wurde verhindert; als Grund schützte die Verwal-



# Das Berliner Fieber

Das FU-Modell (I) / Von Mathias Knauer

Es wird viel über die Unruhe – oder Unrast, wie ein subtil diskreditierender Jargon es nennt – an den deutschen Universitäten geschrieben, ebensoviel verständnislos den Kopf geschüttelt. Dass es sich nicht schlicht um eine Krankheit handelt, die vorübergehen wird, geht jedem auf, der sich einmal Klarheit verschafft über die Gründe der Unzufriedenheit, die sich in den stets noch sich mehrenden studentischen Kundgebungen zu universitären und politischen Themen artikuliert.

»Es hat das Selbstverständnis der westdeutschen Demokratie erschüttert, dieses Jahr 1967. Einige tausend provozierende Studenten haben den Glauben ausgehöhlt, dass der nicht-kommunistische Teil Deutschlands nach dem Zusammenbruch die Grundlagen für die beste aller Gesellschaftsordnungen gelegt habe. Die Studenten haben zum erstenmal in der Geschichte der Bundesrepublik diese Ordnung massiv in Frage gestellt, haben zum erstenmal radikale Opposition praktiziert.

Das erklärt die Ueberschätzung der studentischen Revolte bei ihren Gegnern und die Selbstüberschätzung bei den Rebell. Die panischen Fehlreaktionen der etablierten Ordnung waren weniger ein Zeichen für die Stärke der Opposition als vielmehr Anzeichen von Schwäche und Unsicherheit der Obrigkeit. Die studentische Opposition wurde Symptom einer gesellschaftlichen Krise, nicht zum politischen Faktor.

So unbecommene vielen dieses Jahr der Studenten auch gewesen sein mag, die erste Bilanz ist positiv: Es werden wieder Fragen gestellt, die nach den heissen Diskussionen der ersten Nachkriegsjahre tabuisiert, im Antikommunismus erstickt wurden: die Frage, ob der liberale Ueberbau des 19. Jahrhunderts eigentlich noch auf den Unterbau einer Gesellschaft des nahen 21. Jahrhunderts, der vollendeten industriellen Revolution, passt; der Zweifel, ob Parlamentarismus und Demokratie tatsächlich Synonyme sind, ob Freiheit Demokratie impliziert.

So Kai Herrmann in der »Zeit« vom 29. Dezember 1967. Aber: in derselben Nummer steht zu lesen: Rudolf W. Leonhardt: »Im Jahr 1968 wird die Entscheidung darüber fallen, ob die Demonstrationen des Jahres 1967 zu einem Erfolg führen, zu Liberalisierung und Demokratisierung der Hochschulen, oder ob die Euphorie gelungener Happenings dazu verleitet, als Mittel zum Zweck einer besseren Zukunftsgesellschaft den Terror zu etablieren.

tung baupolizeiliche Vorschriften vor. Als dann von studentischen Organisationen vermehrt Räume für Vietnam-Diskussionen beantragt wurden, sahen sich der neue Rektor, Professor Lieber, und der Senat zu repressiven Massnahmen veranlasst: es sollte fortan für politische Veranstaltungen keine Räume mehr geben.

Auf diesen Beschluss der Verwaltung hin trat im Februar 1966 der Allgemeine Studenten-Ausschuss (AsA), Exekutive der Studentenschaft) gesamthaft zurück, einige Tage später auch Professor Sontheimer als Beauftragter für politische Bildung.

Neue Auseinandersetzungen brachten dann die Vorlesungsrezensionen des »FU-Spiegels: Ein Verbot der Rezension von »Forschungsseminaren«, das einem attackierten Professor zu verdanken war, verstärkte noch einmal das Unbehagen unter den Studenten.

Solche restriktiven Verwaltungsmassnahmen vorab gegenüber politischen Kundgebungen wurden von immer mehr Studenten als ungerecht empfunden. Solange Studenten sich als Fluchthelfer betätigt hatten, wurden selbst ihre halblegalen Aktionen gelobt; als sie, etwa mit Vietnam-Protesten, die rikanischen Schutzmacht in Frage stellten, humanitäre Glaubwürdigkeit der ame-

ten, erschien diese Freiheit zur politischen Aktion der Verwaltung plötzlich suspekt.

## Zwangsexmatrikulation

An der juristischen und medizinischen Fakultät wurde im Sommer 1966 die befristete Immatrikulation eingeführt. Als der Konvent (das Studentenparlament) dazu die Haltung der Studenten durch eine Urabstimmung erfahren wollte, verbot der Senat diese kurzerhand unter Rekurs auf rechtliche Gründe: Nur Fragen der Selbstverwaltung dürften zur Urabstimmung gebracht werden. Die Situation spitzte sich zu. Am 22. Juni 1966 fand im Henry-Ford-Bau der FU das denkwürdige Sit-in statt, bei dem über die hängigen Probleme diskutiert und spät nach Mitternacht noch eine Resolution verabschiedet wurde. Einzig unmittelbar Erfolg: Rektor Lieber nahm die Richtlinien zur Vergabe von Räumen zurück und kündigte an, mit den Studenten später diskutieren zu wollen.

## Studenten und Staatsgewalt

Im Dezember 1966 kam es erstmals zu heftigen Auseinandersetzungen mit

Den das ist freilich auch geschehen: In Berlin und in Frankfurt, in Bonn und in Hamburg hat es am Ende dieses Jahres 1967 Aktionen gegeben, die hart an den Rand des Terrors gingen.

Das taktische Modell sah dabei etwa so aus: Man nehme einen Ordinarius, dessen Widerstandskraft gering eingeschätzt wird (sei es, dass er schwache Nerven hat, sei es, dass er überhaupt schwach ist, sei es schliesslich, dass er vor 1945 geschrieben hat, was er nach 1945 bereuen sollte). Man fordere ihn, etwa durch eine »Vorlesungskritik«, zu einer Stellungnahme heraus (darauf vertrauend, dass diese Stellungnahme anfechtbar ausfällt). Man verlange dann eine Diskussion.

Dass aus dieser Diskussion ein »Happening« wird, ergibt sich wie von selbst. Kein einzelner kann mit dreihundert Anonymen, die auf jede Aussage eines der Ihren reagieren wie Fussballpublikum bei einem Heimspiel, »diskutieren« – nicht einmal ein deutscher Ordinarius.

Wenn der eine danach noch nicht fertig ist, gibt es viele kleine Mittel, ihn fertigzumachen, von anonymen Briefen über nächtliche Telefonanrufe zu gezielten Anprempeln. Dass Studenten die Welt verändern wollen – wer denn, wenn nicht sie, sollte das wollen? und wo denn, wenn nicht im eigenen Lande, sollten sie damit anfangen? Mögen die Professoren mitmachen oder nicht: die Welt muss immer wieder verändert werden.

Die Veränderung der Hochschulen jedoch findet mit Hilfe der (alten) Ordinarien statt – oder sie wird nicht stattfinden.

Beide Seiten, beide Möglichkeiten der Revolution der Studenten sind zu beachten und zu beobachten, soll sie nicht gerade das bewirken, was zu beseitigen sie begann: die Zementierung der bestehenden Verhältnisse. Soviel als Vorspruch zum folgenden Artikel, der die Entwicklung an der Freien Universität in Berlin zusammenfassend darzustellen versucht; eine Entwicklung zum totalen gegenseitigen Misstrauen, die sich durchaus nicht überall zu wiederholen braucht, aus der um so eher aber Lehren zu ziehen sind, wenn man sich an die Neuordnung der Universität und ihre Erörterung innerhalb der Gesellschaft machen will.

In der nächsten Nummer wird über die Lage an anderen Universitäten der Bundesrepublik referiert und vor allem das Problem der studentischen Mitverwaltung behandelt werden.

aus. Wiederum unterstützte der Rektor mit fragwürdigen Beeinflussungsmanövern wirkungsvoll die Sache der Studenten. Rektor Lieber wurde darauf eine zusammenfassende Liste aller Forderungen präsentiert, doch wiederum ohne sichtbaren Erfolg. Als der akademische Senat schliesslich Ende Mai 1967 noch dem SDS die Förderungswürdigkeit absprach – zugelassene Studentenorganisationen erhalten an der FU einen Zuschuss –, riefen Konvent und AsA für den 3. Juni zu einer Protestkundgebung auf, bei der über Gegenaktionen wie Sit-ins, Demonstrationen oder Vorlesungsstreiks beraten werden sollte. Lieber, in Panik geraten, gelangte an den Senator für Wissenschaft und Kunst (entspricht etwa unserem Erziehungsdirektor), der auf dem Wege der Rechtsaufsicht den auf das Sit-in bezogenen Teil des Konventsbeschlusses aufhob, welchen Akt wiederum das Verwaltungsgericht auf Antrag des Konventspräsidenten Lefèvre durch einstweilige Anordnung aufhob. Doch am Morgen des 3. Juni herrschte eine völlig veränderte Lage. Am Vorabend hatten Studenten gegen den Schah demonstriert und waren vor der Deutschen Oper von der Polizei gewaltsam niedergeknüpelt worden; ein Student, Benno Ohnesorg, war dabei vom 39 Jahre alten Kriminalobermeister Kurras umgebracht worden. In der Begründung des Freispruches Kurras' (21. November 1967) hiess es, dieser habe »in einem Zustand erheblich beeinträchtigter Kritik- und Urteilsfähigkeit« gehandelt.

Die Vorgänge während des Schah-Besuchs in Berlin dürften weitgehend bekannt sein – über sie ist zumindest in einem Teil unserer Presse sachgemäss berichtet worden (so im »Zürcher Studenten« 4/1967). Da wir besonders nach den Ursachen der politischen Aktivierung der deutschen Studenten fragen, ist hier einzig von Bedeutung, dass die Ereignisse des 2. Juni, die Reaktion der Obrigkeit darauf und vor allem die tendenziöse und die Studenten differenzierende Berichterstattung darüber in der zu rund 70% vom Springer-Konzern beherrschten Berliner Tagespresse zu einer allgemeinen Solidarität zunächst unter den Studenten, später auch den Assistenten und Professoren führte: 111 Assistenten und 178 Professoren an der FU schlossen sich einer Erklärung an, die das Verhalten von Polizei und Regierung missbilligte und gegen die Massnahmen der Administration protestierte, die einer Erklärung des Notstands nahezukommen schienen.

## Politische Aktivität

Das Erlebnis der notstandsartigen Situation nach dem 2. Juni – Demonstrationsverbot, Drohung mit der Einführung von Schnellgerichten usw. – war geeignet, breiteste Kreise unter den Studenten auf die Brisanz der politischen Lage Berlins und Deutschlands aufmerksam zu machen. Die Demonstrationen, die in vielen Universitätsstädten Deutschlands nun immer häufiger stattfanden, lassen sich nicht anders deuten, als dass die Lage der Demokratie im Deutschland der Grossen Koalition nunmehr von einem grossen und repräsentativen Teil der Studentenschaft als bedrohlich erkannt wurde: die Problematik der Notstandsgesetze, die Politik gegenüber der DDR, die Haltung in Fragen der Dritten Welt bei einem Parlament ohne Opposition war ins Bewusstsein gerückt. Der Verlauf des Prozesses gegen Kurras, die Haft des Studenten Fritz Teufel und der Prozess gegen ihn (der zwar mit einem Freispruch endete, gegen den der Generalstaatsanwalt nach Weihnachten aber Revision einlegte), das von der deutschen Regierung tolerierte Agieren des südkoreanischen und persischen Geheimdienstes, die Studenten entführen und Repressalien aussetzen; die zuerst in Giessen, dann in Göttingen, Augsburg und Bonn aufgedeckte Bespitzelung von SDS-Studenten durch vom Verfassungsschutz gedungene Kommissionen – diese und andere Fakten weckten kritisches politisches Denken unter den vorher eher passiven Studenten.

## Hochschulreform — kritische Universität

Die Beschränkung des Interesses der Studenten auf Fachliche, andererseits ihr Desinteresse an allem, was ausserhalb ihres Studiums liegt, hatte ihnen lange Zeit den Umstand verschleiht, dass ihre Hochschulen, die nach dem Krieg meist provisorische Satzungen erhielten, je länger, je weniger zu einer Reform von innen bereit waren. Jahrelange Beratungen von Ausschüssen, an denen die Vertreter der Studenten beteiligt waren, zeigten, dass der Lehrkörper kaum etwas ändern wollte. Im Gegenteil: manche Ordinarien – um nur ein Beispiel zu nennen – sperrten sich

Fortsetzung Seite 5



## DIAVOX

INSTITUT MODERNE DE LANGUES  
1000 LAUSANNE

avenue de Beaulieu 19 Téléphone (021) 34 78 34

**Français**

pour étrangers: cours du CREDIF et BESANÇON

**Anglais - allemand**

cours du Centre de linguistique de Besançon

**Laboratoire de langues**

stages complets et intensifs de 11 semaines  
(330 heures)

stages accélérés d'été de 8 semaines  
(240 heures)

Horaire (anglais et allemand)

été: 7 h. à 12 h. 45 hiver: 13 h. à 18 h. 45

Cours du soir

Externat: tous âges dès 16 ans

...auch eins...

Klar - auch eins! Ein köstlich  
Kühles «Coca-Cola» natürlich!  
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!  
Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!

TRINK  
**Coca-Cola**  
LIMONADE GAZEUSE

Für die Pause die Normalflasche,  
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,  
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.  
Pefresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

## Eine interessante Beschäftigung

für die Semesterferien finden Sie bei uns als

### Securitaswächter

Sie verdienen monatlich 1100 bis 1200 Franken.

Wenn Sie sich mindestens für einen Monat vollamtlich zur Verfügung stellen können, so nimmt unser Personalchef Ihre Anmeldung gerne entgegen. Für nähere Auskünfte können Sie sich jederzeit an ihn wenden.

**SECURITAS AG, Filiale Zürich**  
Militärstrasse 24, 8021 Zürich  
Telephon (051) 27 43 10



Montag bis Donnerstag  
Studenten mit Legi Eintritt frei.



am Hirschenplatz  
nächst Zentralbibliothek  
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt  
der Studenten zum guten Essen  
und zum gemütlichen Plausch.

**NEU**

Gegen Vorweisung der Legi  
erhalten Studenten zu jedem Menü

**GRATIS**

einen Kaffee nach Ihrer Wahl

Unser Spezialgebiet ist

## Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der

**Schiffände 24 und an der Badenerstrasse 69**  
**Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich**

SCHULTHESS & CO. AG, ZÜRICH  
Verlag, Zwingliplatz 2, beim Grossmünster

## Vom Handwerkszeug der juristischen Schriftstellerei

neu:

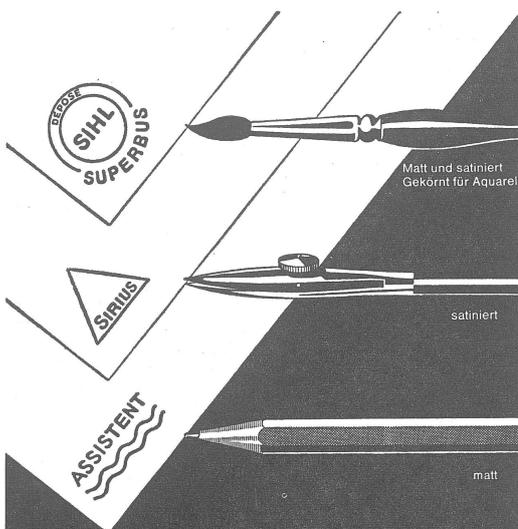
mit einem Anhang über die Anfertigung von  
Hausarbeiten und Klausuren

von Dr. Karl Otfinger  
Professor an der Universität Zürich

4. überarbeitete und erweiterte Auflage  
204 Seiten Preis kart. Fr. 11.-

Die »Neue Zürcher Zeitung« schrieb beim Erscheinen der 3. Auflage:

»Otfinger verdient Dank, dass er sich erneut der Mühe unterzog, sein 'Handwerkszeug' auf den Stand der Gegenwart zu bringen. Nach einem Wort von Hans Felix Pfenniger stellt es eine Art Knigge der juristischen Schriftstellerei dar, ja, wie beizufügen wäre, der wissenschaftlichen Schriftstellerei überhaupt. Das Buch möge auch ausserhalb des Kreises der Juristen neue Freunde gewinnen!«



3 hervorragende schweizerische Zeichenpapiere. Sie bieten eine bisher nirgends erreichte optimale Lichtbeständigkeit. Ein Vergleichen ist nicht mehr möglich. Lassen Sie sich schon bei der nächsten Gelegenheit durch einen kritischen Vergleich augenfällig überzeugen.

# SIHL

ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35



**FREIHOFFER**  
Buchhandlung  
für  
Medizin

Rämistrasse 37  
Zürich 1

Tel. 47 92 22

## Ihr Besuch freut uns

Unibar  
Erfrischungsraum  
Erfrischungsraum  
Karl der Grosse  
Olivenbaum

Universitätsgebäude  
Zahnärztliches Institut  
Tierspital  
Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)  
Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

**Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften**

Fortsetzung von Seite 3

geradezu etwa gegen die Errichtung von Parallel-Lehrstühlen, obwohl ihre Seminarien längst überbesetzt und damit blockiert waren.

Als sich das politische Bild in den letzten Jahren änderte; als man immer mehr bemerkte, wie die Wissenschaften zu Problemkreisen wie dem der Entwicklungsländer nichts zu sagen hatten oder gar sich weigerten, den Fragen auf den Grund zu gehen; als dann gar aus ideologischen Gründen Vorfrage und Diskussionen verhindert wurden (noch am 4. Januar stützte Staatssekretär Prof. Lübke einen nordrhein-westfälischen Erlass, wonach Gastdozenten aus dem Osten vom Verfassungsschutz erst überprüft werden müssen) und die Mitverwallung sich zur Abwehr solcher Tendenzen als ungeeignet herausstellte, kam der Gedanke einer »Kritischen Universität« (KU) auf. Die Gründung einer KU in Berlin (ähnliche Institute sind in Hamburg, Kiel und München geplant) hatte ihr Vorbild in den USA: Nach der Studentenrevolte im Dezember 1964 in Berkeley, bei der sich eine mit der in Deutschland verwandte Unzufriedenheit Ausdruck verschafft hatte, kam es in verschiedenen amerikanischen Universitätsstädten zur Gründung von Gegenuniversitäten. Der Unterschied zwischen jenen der USA und der in Berlin besteht indessen darin, dass die amerikanischen sich zusätzlich dem selbstkritischen Bewusstsein vieler Professoren verdanken: Dozenten der regulären Universitäten lehren so, von den Studenten berufen und bezahlt, an diesen zumeist von Stiftungen unterstützten und von der Verwaltung nicht behinderten Gegenuniversitäten, während in Berlin der akademische Senat von zwei Professoren ein Gutachten gegen die vom AstA geplante kritische Universität schreiben liess, auf Grund dessen er nun keine Räume zur Verfügung stellen will. Die KU ist dennoch von einer deutlichen Mehrheit der Studenten bei der Urabstimmung vom Dezember 1967 gutgeheissen worden.

Das 76 Seiten starke Programm der Berliner KU kündigt 33 verschiedene Arbeitskreise an, die sich unter anderem mit Hochschulproblemen, der wirtschaftlichen Lage Westberlins, der Springer-Presse, der politischen Sprache, Sexualität und Herrschaft, mit Arbeitsmedizin und psychosomatischer Medizin, aber auch mit dem »Modell Kubak« oder »Methodik der gewaltlosen direkten Aktionen« befassen werden. Man darf auf die Resultate dieser Arbeiten, die von den aus Studenten, Gymnasialisten und Arbeitern gebildeten Gruppen geleistet wird, die ihre Methoden und die Gestaltung ihrer Arbeit selber bestimmen, gespannt sein. Der Organisation nach ist die Berliner Kritische Universität unverkennbar als Modell einer demokratisch verwalteten Hochschule konzipiert.

Fortsetzung von Seite 1

setzung eines politischen Gebildes, nach den ideellen Werten und der organisatorischen Gesamtstruktur. Musterbeispiel ist immer wieder Jeffersons amerikanische Verfassung.

Was aber ist mit der grundsätzlichen Auseinandersetzung bei der Kommission Wahlen geschehen?

Sie wird ganz am Schluss des Begleitbriefes nicht anhand präziser Fragen, sondern als vage Anregung bloss auch noch irgendwie mit einbezogen: »Ferner könnte das Problem behandelt werden, ob sich materiell wesentliche Änderungen der Verfassung aufdrängen oder ob diese vielmehr nur einzelner Korrekturen bedarf.« Dabei wollen wir zugeben, dass aus einzelnen Paragraphen andeutungsweise verklausuliert, gewisse Aspekte grundsätzlicher Art herausgelesen werden können – doch im ganzen wird die Arbeit doch nur Obrechts zweiter Forderung gerecht; bloss das Organisatorische ist überdacht worden.

Ein idelles Postament?

Vielleicht liegt aber die Schwierigkeit der Totalreize nicht in einer mangelnden Bereitschaft – ist das ideelle Fundament, welches in der verantwortlichen Gesellschaft verankert sein muss, etwa gar nirgends vorhanden? Was gibt es grundsätzlich zu bedenken, wenn sich vor allem junge Intellektuelle vom Staat als einem notwendigen Organisationsfeld distanzieren, wenn alte Bürgerwerte belächelt werden, wenn all dem nichts Neues entgegengestellt werden kann, wenn einfach, wie Bundesrat Tschudi 1965 in St. Moritz erklärte, »die tragende Idee fehlt?«

Die tragende Idee fehlt. Liegt denn nicht in dieser Feststellung das Ent-

Universität – zwischen »Blick« und »Neuer Presse«

ww. – Die Abstimmung über das Universitätsprojekt auf dem Strickhofareal rückt näher. Immer aktueller ist für die Studentenschaft damit auch die Frage geworden, wie sie ihr Image bei der Bevölkerung mit neuem Glanz versehen könnte. Die Forderung nach intensiverem Kontakt und besserer Information wurde erhoben und eigens ein Informationsdienst eingerichtet. In diesem Zusammenhang schrieben uns die Stellung der sogenannten Boulevardpresse besonders interessant. P. Ubersax, Chefredaktor der »Neuen Presse«, und H. Stettler, stellvertretender Chefredaktor des »Blicks«, erklärten sich bereit, einige Punkte zu erläutern.

Zürcher Student: Wie schätzen Sie die Stimmung der Bevölkerung der Universität gegenüber ein, insbesondere in Hinblick auf die bevorstehende Abstimmung?

Neue Presse: Der Bürger sieht Bildungsfragen vielleicht nicht so negativ, wie man gemeinhin befürchtet. In letzter Zeit wurden diese Probleme in Presse und Parlament ja gründlich diskutiert. Dies findet seinen Niederschlag sicher auch im lokalen Bereich. Man kann den Mann von der Strasse doch wohl als einigermaßen aufgeklärt betrachten.

Blick: Mir scheint die Einstellung vieler Kreise geteilt. Verhalten sich manche Blick-Leser beispielsweise eher gleichgültig, so hegen andere Ressentiments, weil der unterschwellige Einfluss der Universitäten auf die Wirtschaft nicht erkannt wird.

Zürcher Student: Können gewisse Vorbehalte der Bevölkerung beseitigt werden? Besteht prinzipiell die Möglichkeit, mittels Propaganda der Strickhofvorlage zum Durchbruch zu verhelfen?

Neue Presse: Ja, bestimmt. Die eindrückliche Parallele stellt für mich Basel dar: Wer geglaubt hatte, die Bevölkerung jener Industriestadt besitze keinerlei Verständnis für moderne Kunst, wurde anlässlich der Picasso-Abstimmung mit fraprierender Deutlichkeit eines Besseren belehrt. Ein solches Resultat scheint mir auch bei uns möglich zu sein.

Blick: Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse ist geringer, als man annehmen könnte. Demnach ist es durchaus möglich, dass wir zur Strickhofabstimmung sehr bestimmte Stellung beziehen, falls wir zur Ansicht kommen, dass dieses Anliegen zu unterstützen sei. Dann jedenfalls wäre es die Sache einfachen journalistischen Könnens, den Leser für etwas zu interessieren, was keinerlei sensationellen Charakter aufweist.

Blick: Die Boulevardpresse trägt Informationen weiter. Sie geht immer vom Fact aus. Die bildungspolitische Diskussion kommt erst in unserer Zeitung vor, wenn sie sich zur Nachricht verdichtet. Das Interesse des Blicks besteht ja in keiner Weise darin, Me-

Dies hat die Abstimmung über das Frauenstimmrecht leider bewiesen. Nicht nur hatten alle Parteien die Ja-Parole ausgegeben, auch unsere Zeitung hatte sich ganz massiv für die Annahme eingesetzt. Das Resultat ist bekannt. Man muss mit dem »gesunden Menschenverstand«, dem »commun sens«, rechnen, der oft gesund und ebensooft eben bloss »commun« ist.

Zürcher Student: Kann das Thema Universität für eine Boulevardzeitung überhaupt von Belang sein? Besteht die Möglichkeit, dass sie sich ebenfalls sogar dafür in gewissem Sinne engagiert?

Neue Presse: Es ist eine falsche Vorstellung, zu glauben, die Boulevardpresse interessiere sich nur für profane Probleme. Dies gilt nur teilweise. Es gibt jedoch die Boulevardpresse, die sich mit kulturellen Fragen beschäftigt, da diese Teil sind des regionalen Lebens, über das die Zeitung berich-

tet. Demnach ist es durchaus möglich, dass wir zur Strickhofabstimmung sehr bestimmte Stellung beziehen, falls wir zur Ansicht kommen, dass dieses Anliegen zu unterstützen sei. Dann jedenfalls wäre es die Sache einfachen journalistischen Könnens, den Leser für etwas zu interessieren, was keinerlei sensationellen Charakter aufweist.

Blick: Die Boulevardpresse trägt Informationen weiter. Sie geht immer vom Fact aus. Die bildungspolitische Diskussion kommt erst in unserer Zeitung vor, wenn sie sich zur Nachricht verdichtet. Das Interesse des Blicks besteht ja in keiner Weise darin, Me-

nung zu bilden oder ein Anliegen zu vertreten; wir sind ein industrielles Unternehmen, das darauf ausgerichtet ist, Gewinn zu erzielen. Wenn sich aber etwas Konkretes ereignet, kann das ein Redaktor vielleicht als Aufhänger verwenden, um daraus eine Story zu bauen.

Zürcher Student: Wie würden Sie es beurteilen, wenn die Studentenschaft sich mit Demonstrationen und grossem Tamtam für ihre Interessen einsetzen würde, so wie es die Gymnasialisten anlässlich der Rämibühlvor-

lage durchgeführt haben? Könnte das die Stimmungslage günstig beeinflussen oder würde es gerade entgegengesetzte Reaktionen hervorrufen?

Neue Presse: Wenn ein solches Unternehmen humorvoll, mit Witz und Würde aufgezogen wird, kann es dem Anliegen sicher dienlich sein; man müsste jedoch spüren können, dass es von einem echten Enthusiasmus getragen wäre, vom Willen, für die eigene Sache wirklich zu kämpfen. Es darf weder Klamauk um seinerwillen sein noch ein altmodischer Umzug mit Couleurstunden, der den Eindruck der verstaubten Universität noch betont.

Blick: Vielleicht verstärkt eine solche Demonstration den Abwehrreflex der Bevölkerung; vielleicht auch nicht. Das ist weniger wichtig. Allein schon Aufmerksamkeit ist ein Erfolg. Entscheidend ist, dass man einmal darüber spricht. In jedem Fall – das zeigen viele Beispiele – geht eine solche Diskussion sehr schnell ins Grundsätzliche über. Provokationen, wie sie ja auch die Berliner Studentenunruhen darstellen, werden auf lange Sicht hinaus die entscheidenden Stellen zur gewünschten Besinnung bringen.

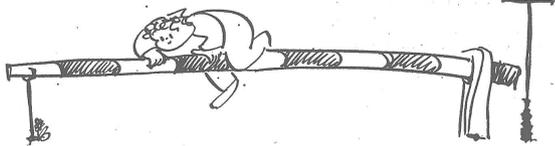
Zürcher Student: Wie wird ihre Zeitung ganz konkret die Abstimmung zu beurteilen?

Neue Presse: Darüber will ich keine Prognosen stellen; eine Redaktionsentscheidung wird dies erörtern und die Meinungen koordinieren.

Blick: Das liegt in der Kompetenz jedes einzelnen Redaktors. Er kann ein Fact beurteilen, wie es ihm entspricht. Dass vielleicht auch gegensätzliche Standpunkte vertreten werden, stört nicht.

Zürcher Student: Danke für das Gespräch.

Lasst euch nicht beirren von Uebergängen (Rilke)



Sag's mit Zahlen

Wüsste man, in welchem Kanton die meisten Personenwagen zirkulieren, wo sich die meisten Telefonanschlüsse befinden, wo am meisten Aerzte ihren Beruf ausüben oder wo am meisten Geld für Lebensversicherungsprämien ausgegeben wird, so könnte man aus der Summe dieser Kriterien einen Lebensstandardindex konstruieren, um aufzuzeigen, welcher Kanton der »entwickeltste« ist. Hätte man dazu noch eine gewisse Ahnung über das Volkseinkommen der einzelnen Kantone und ebenso über die Einkommenssteuerbelastung, so könnte man sich dort ansiedeln, wo der Lebensstandard und das Einkommen maximal, die Steuerbelastung hingegen minimal ist...

Warum sollte man sich einige dieser Zahlen nicht einmal vor Augen halten? Die Schweizerische Bankgesellschaft fasst in einer jährlich erscheinenden Publikation mit dem Titel »Die Schweiz in Zahlen« die wichtigsten Daten über die Schweiz und ihre Kantone zusammen. Wir entnehmen daraus einige Zahlen, die sich alle auf das Jahr 1966 beziehen.

Das Volkseinkommen betrug demnach 53 600 Mio. Fr., was ein durchschnittliches Prokopfeinkommen der Schweizer von 8900 Fr. ausmacht. Die Kantone Basel-Stadt (13 700), Genf (13 000), Zürich (10 850) und Zug (9500) liegen alle beträchtlich über dem Mittel. Das Prokopfeinkommen des Kt. Waadt entspricht dem Durchschnitt, während alle übrigen Kantone darunter rangieren. Die tiefsten Prokopfeinkommen haben die Kantone Glarus (6750), Uri, Schwyz (je 6600), Obwalden und Appenzel Inner-Rhoden (je 6200). Für diese letzteren Kantone besteht eine enge Beziehung zu ihrer Bevölkerung, sind sie doch – mit Ausnahme von Schwyz – ebenfalls am geringsten bevölkert. Auch die Tatsache, dass die Kantone Basel-Stadt und Genf so hoch obenausschwingen, dürfte bei Betrachtung der Bevölkerungsdichte nicht mehr erstaunen (BS 6432 Ew./qkm, GE 1099).

Was die Steuerbelastung anbelangt, so zählt man bei einem Einkommen von 15 000 Fr. im Kanton Freiburg (jeweils im Kantonshauptort) am meisten Steuern (9,4%). Dann folgen die Kantone Appenzel Inner-Rhoden (8,3%), Waadt (8,2%) und Luzern (8,0%). Der Kanton Zürich liegt mit 6,5% an 17. Stelle um 0,3% unter dem Kantonsmittel. Die niedrigsten Steuern entrichtet man in den Kantonen Basel-Land (4,6%), Uri (4,5%), Zug und Basel-Stadt (je 4,4%). Bei einem Einkommen von 50 000 Fr. hingegen verlangt der Kanton Wallis (21,2%) am meisten. Die Kantone Glarus (20,1%), Obwalden (19,8%) und Graubünden (19,1%) nehmen die nächsten Ränge ein. Der Kanton Zürich liegt diesmal mit 18,0% an 13. Stelle, 0,5% über dem Kantonsmittel. Am geringsten ist die Steuer abermals in den Kantonen Basel-Land (13,3%) und Uri (11,2%).

Ausschlussreich sind auch die Rangunterschiede, die ein Kanton in der Steuerbelastungsskala bei steigendem Einkommen aufweist. Den deutlichsten »Aufwertungsprung« macht der Kanton Wallis: Ein Einkommen von 15 000 Fr. wird noch von 12 weiteren Kantonen höher versteuert, ein solches von 25 000 Fr. noch von 8 und ein solches von 50 000 von keinem andern Kanton mehr. Umgekehrt verhält es sich im Kanton Appenzel Inner-Rhoden: Ein Einkommen von 15 000 Fr. wird nur noch von einem Kanton (FR) höher versteuert, ein solches von 25 000 von 5 und ein solches von 50 000 gar von 21.

Neben der Tatsache, dass im Kanton Genf am meisten Ausländer (31%) beherbergt sind, bliebe noch zu erwähnen, dass dort auch die Personenwagen am zahlreichsten vorkommen. Auf 1000 Einwohner fallen 254 Autos (ZH 169, CH 153). Dafür sind die Basel-Städter auf dem Gebiet des Telefons am fortgeschrittensten: Pro 1000 Ew. haben sie 360 Telefonanschlüsse (ZH 313, CH 256). Ueberdies sind auf 100 000 Ew. 178 Aerzte zu finden (ZH 124, CH 103). Trotzdem zahlen die Basler noch gerne Lebensversicherungsprämien: 396 Fr. legen sie dafür pro Ew. aus (ZH 274, CH 214). Da ist die Haltung der Appenzeler Innerhölder doch etwas konsequenter: Sie zahlen relativ viel Lebensversicherungsprämien (171 Fr.), haben aber auch am wenigsten Aerzte (3,16 auf 10 000 Ew.).

Noch eine letzte Angabe, die uns vielleicht etwas erschüttern wird: Der Index der Arbeiterlöhne ist gesamtschweizerisch von 1963 bis 1966 von 353 auf 441 (Basis 1939=100) gestiegen, während die Angestelltenlöhne im gleichen Zeitraum lediglich von 295 auf 363 erhöht wurden...

Womit bewiesen wäre, dass mit Zahlen alles zu beweisen ist... Jean-Pierre Hoby

Willi Wottreng

# Urbanitis Urb-Anal: Tilt

Zum 57. Tagestag des Erscheinens von »Tilt«, Urban Gwerders literarischen Collagen, ziemt sich ein Augenblick der Besinnung: Wer Pop sät, will Besprechung ernten.

Gwerder hält zwar wenig von Rezensionen:

*Zeitungen/Teizungen  
und schon gar nichts von akademischen:*

*Akademickymauser  
von Tag zu Tag  
häuft sich der Missverstand bei euch  
wächst der Mistverstand  
in Unkrautversitäten  
Von-allem-ein-bisschen-Wissen  
aus zweiter Hand:*

*Tand -  
Prof. Dr. h. c. naz. ök. krr. pfupf.  
Dennoch: Der Gedichtband liegt in den Buchhandlungen, hygienisch verpackt in einem Plastiksack. Die ursprüngliche Idee, jedem Buch einen Zimtstern und ein Mailänderli beizulegen, scheiterte an den Unkosten. Dafür findet sich als Beilage ein vorzügliches Plakat von H. R. Giger, surrealistisch, eine Art stratosphärische Embryonenwelt mit astronautischen Nabelschnüren, skeletthaften Mondmännern und rachsichtigen Venusen darstellend.*

## Kunst im Plastiksack

Die Frage drängt sich auf: Was will Pötenz-Gwerder mit der Plastiktitte verhindern? Der Dichter bleibt uns die Antwort schuldig. Er entkleidet sich und unsere Gesellschaft zwar recht schamlos, greift auch mit sichtlichem Vergnügen an wunde Stellen, wendet sich dann aber angeekelt ab:

*Europa, alte Sau  
geh zur Leichenschau.  
Mit dem Zorn des Enttäuschten beginnt er, seine alte Liebe zu verhöhnern, und wird dabei zum neuen Liebhaber, zum Liebhaber des Spottes. Willkürlich zerfetzt er Sinnzusammenhänge und kleistert sie zu unbarmherzigen Collagen zusammen:*

*Teeret das Alter  
Lehrer leeren Kinder  
wie Abfuhrmänner Kübel kippen  
Plastikvölker Plastikleute  
muffiges Puff  
knitterfreie Freier -  
Fertigfabrikat  
Stillsitzer  
Wurlitzer  
Jungkadetten  
Wurstfinger  
tut was / regt euch  
beischleifweise  
denkt selber*

Aber nicht nur Worte, auch Bilder werden zerschnitten - im Mittelteil des Buches illustrieren graphische Collagen



*Je voudrais qu'on aurait autant de soin  
pour orner son corps que son esprit.  
Mlle de Scudéry*

Gwerders Anliegen. Da arbeiten Krane an enormen Damenbusen-Gebirgen, Comic-Strips zeigen Gwerder zur Abwechslung als Wildwesthelden, Familie und Freunde vergnügen sich in prominenter Gesellschaft von Gwerders Vorbildern und Plakatmädchen.

## Synthese in Wort und Bild

Die Absicht ist klar: Wort und Bild sollen zu einem einheitlichen Ganzen vereint werden. Was aber Gwerder als organische Einheit aufgefasst sehen möchte, entpuppt sich oft als synthetisch im industriellen Sinn; was tat-

sächlich alles zusammenhält, ist Gwerders Persönlichkeit. Er selbst bleibt konsequent:

*Wer kein Geld hat, ist nicht von hier  
und wer nicht Kompromisse pissen  
stirbt arm*

*Und Gwerder pisst keine Kompromisse:*

*Wer in Kronenhallen  
aus Goldnäpfen frizt  
um in der ZüWo erwähnt zu sein  
dem spei ich noch ins Glas  
das macht Spass.*

Urban's Worte sind Waffen. Er ist der Umwelt nicht schutzlos ausgeliefert, er protestiert - bekennt aber auch seine Grenzen:

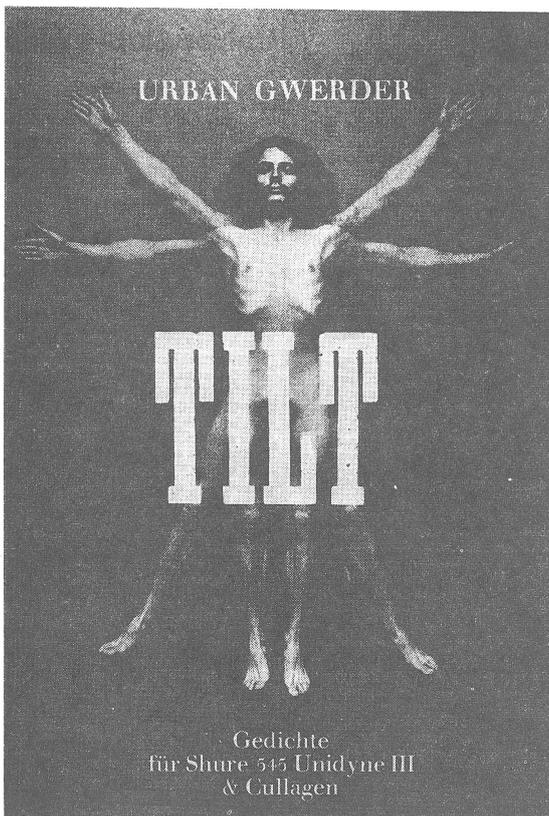
*Ich dichte Marathon  
dichte Amock  
nicht immer vom Dauern den  
doch eine Handvoll aus dem Jetz  
Oder:  
Nichts freut  
nicht reut  
vorbei Geleit  
lang weit  
und zeit  
kein Reim  
der müde König  
Der Poet ist wirklich  
nicht von hier  
Beim Supergirl im Jaguar  
ghet zum Teufel seine Schreibe*

*Werder macht sich wenig daraus:  
hat etwa  
die Schweiz einen neuen Dichter?  
Danke/sie hat ihn gehabt  
(mit Handkuss)*

## Sexpress eingeschrieben

Nackt präsentiert sich Gwerder auf dem Titelblatt, halb Christus, halb Hampelmann. Nackt steht auch seine Botschaft, nur denjenigen verständlich, die mit den Fäden zu spielen verstehen. Die einen werden seine Worte nehmen, *sexpress eingeschrieben*, viele werden sich verabschieden, wie der Indianer in »Tag und Nachtmahr:

*wozuwozuwozo  
müder Indianer  
schlezt die Tür und duftet  
Gwerder macht sich wenig daraus:  
hat etwa  
die Schweiz einen neuen Dichter?  
Danke/sie hat ihn gehabt  
(mit Handkuss)*



»Tilt«, von Urban Gwerder. Gedichte für Shure 545 Unidyne III & Cullagen. Erschienen im Walter-Zürcher-Verlag.

## Respektlose Lyrismen

Der zürcher student ist stolz, Ihnen als erste Zeitung einen völlig neuen Zweig der Literatur vorstellen zu dürfen. Die »respektlosen Lyrismen«, wie der Verfasser sie nennt - der aus Bescheidenheit nicht genannt sein will -, können zwar nicht ganz das Erbe der Epigrammatik, der Anakreontik und gar der short-story verleugnen, gehen aber dennoch in Form und Inhalt eigene Wege. Es sind kürzeste Kurzgeschichten bedrückender Prägnanz und doppelbödiger Tiefe. Trocken phänomenologisch analysie-

ren sie banale Probleme aus ihrer andersartigen Perspektive, von einem andern Standpunkt aus gewissermassen. Somit steht diese Literaturgattung ohne Zweifel in aktueller Beziehung zu den Werken der Moderne, indem sie hintergründig die Problematik der Identität, des Ichs, aufwirft, da sie in den Ichbegriff gewissermassen kollektiv auch das Bewusstsein des Unbelebten, des anorganisch Urelementaren, des Mythischen und Historischen miteinbezieht:

*Warum man das Rad  
in einem Mahagonisarg begrub  
wusste später niemand zu sagen.  
Jedenfalls hat sich der Allgummi-  
händler  
beim Friedhofdirektor beschwert*

*Als der Igel  
der neunköpfigen Meduse begegnete  
fragte er höflich  
Darf ich passieren  
und erhielt die schnauzige Antwort  
sich bitte an den Hauptkopf wenden*

*Weil dem Sensenmann  
De Gaulle so lange widerstehe  
lasse er sich nun  
vom Scherenschleifer beraten*

*Der Goldwäscher staunte  
als in seinem Sieb  
das alte Jahr  
hängen blieb  
und nagelte es zum Spass  
an seinen Bettposten  
Zeus sucht es noch heute*

*Die Forelle zeigte sich sehr indigniert  
als sie den Rost an der Angel sah  
und verzichtete auf den Selbstmord*

*Nachdem die Hexe  
Hänsels Finger verspiessen hatte  
bat sie den Chirurgen kniefällig  
künftig doch keine Kunststoffknochen  
mehr zu verwenden*

*Nachdem Herakles den Kentauren  
niedergeschlagen hatte  
war er sich lange nicht im klaren  
ob er nun dem Doktor  
oder dem Veterinär telefonieren sollte*

## Tilter

**TK. Im zürcher student vom Juli 67 berichtete Hermann Burger über die Schwierigkeiten, trotz Germanistikstudium zu schreiben. Hier sollen zwei Schriftsteller zu Wort kommen, die auf den Besuch der Hochschule verzichten und ein ausseruniversitäres Studium betreiben.**

Clemens Mettler, 31, besuchte nach der Matur die Kunstgewerbeschule Luzern. Dort schloss er mit dem Zeichenlehrerdiplom ab. Vor allem aus steuertechnischen Gründen, dann auch aus ein bisschen Neugier immatrikulierte er sich als Germanist an der Uni. Nach einiger



Zeit bemerkte er, dass er keine Zeit hatte, sich mit unbegrenztem Einzelwissen zu befassen. Sein für ihn nötiges (und allerdings reichliches) Wissen konnte er sich auch in eigener Regie aus Büchern holen. An der Sihpost, wo er nachts zu arbeiten begann (nachdem er tagsüber gelesen und geschrieben hatte), fand er fast mehr Studenten als an der Uni. Jetzt lebt er mehr oder weniger kommod mit der grosszügigen Hilfe von drei Gönnern und mit den Gewinnen von Kreuzworträtseln. Für seine Vor-

bilder hält er: Hans Christian Andersen, Lewis Carroll, Eduard Mörike, Franz Kafka und Robert Walser. Erhebliche Bedeutung für sich misst er auch Peter Weiss zu, viel wichtiger als Dichter sind ihm jedoch eigentlich Zeitungen.

Sonntag, den 28. Januar, liest Mettler im Schweizer Radio seine Kurzerzählung »Die Sonde«, die auch in einem Almanach erscheinen wird, den der Benziger-Verlag dieses Jahr erstmals herausbringt.

**3 Lesestücke**  
**Winterswelt**  
*Es geht. Wir schneien. Mein Fuss wärmt seinen Winterschuh, den Pelzjutter besetzt. Viele Leute geben es auf den Strassen. Es friert weil wir so kalt sind. Gegen das Himmelweiss sehen sich Ascheklampchen so grau wie ebenso zahllose Schneeflocken. Eilig stapft ein Paar weiblicher Gebäude an einer langen starren Stiefelchenzeile vorbei. Der Wintermantel zieht, wen er innehat, fester in sich. Ein Kinoportal hintergeht einen Mann, ein Sessel untersetzt ihn bequemer. Er sieht seine Augen einen Zug um sich hindurchfahren sehen. So schnitt das plötzliche Ende alles Nachfolgende vom unplötzlichen Film ab. Der Kinopalast verlässt den Menschen wieder, Strassen umgehen den Endlosen wieder. Die dichte Welt schwebt in den ganzen Schneefall hinauf. Das wilde Schneien bewundert die gleichmässigen Kinder, rotgeflorene Schneebillchen werfen die harten Hände von sich fort. Die Stadt verschluckt ihre Perspektive.*

**Winterlicher Dreisatz**  
*Unweihnachtlich glänzt der Schaufensterwald. Schuhsohlen mit Profil backen unessbare Waffen aus Schnee. Es friert weil wir so kalt sind.*  
**Einsatz**  
*Auch Waffen brauchen ihre Ruhe.*

**Der »zürcher student« hat nur einen einzigen Abonnenten in Singapur. Das ist wenig.**

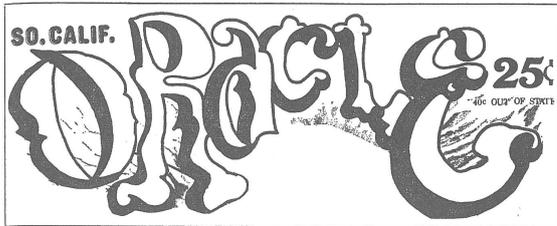
Und doch sind wir eigentlich ganz zufrieden. Denn der eine Leser in Singapur hat Tausende von Gesinnungsgenossen in der Schweiz. In Oberrieden, Dübendorf und Riehen. In Buchs, Lausanne und Lugano. Und natürlich in Zürich, Basel, Winterthur ... einfach überall.

Ich will den ungewöhnlichen »zürcher student« abonnieren. Für sechs Franken ein volles Jahr lang.  
Name \_\_\_\_\_  
Vorname \_\_\_\_\_  
Strasse, Nr. \_\_\_\_\_  
PLZ, Ort \_\_\_\_\_  
Einsenden an: »zürcher student«, Universitätstrasse 18, 8006 Zürich. ZS 13

Und sogar in Bern hat man schon gemerkt, dass der »zürcher student« nicht nur für Zürcher und Studenten interessant ist.

*die Polizisten geben die Strassen den Passanten frei  
die die Freiheitsmale passieren es schlägt Mittag  
Autokolonnen wüten grafische Plakate kündigen von freien Wahlen  
einige knöpfen die Brust frei, um zu atmen  
einige schätzen ihr freies Gewissen und  
einige träumen von freier Liebe  
einer kriegt ein Freibillet für den Film  
die Diktatoren  
sie wägen Freiheit mit Freiluftballonen  
sie scheinen, frei zu sein  
es steht ihnen frei zu kündigen  
die Polizisten rapportieren in den Seitenstrassen  
Hamburg, den 3. Juni 1967*  
*sie haben den Paragraphen No. XY geschrieben  
das Konkubinat  
nur bei zwei getrennten Haushaltungen  
möglich  
das Gesetz zwingt  
entweder zur glücklichen Heirat  
oder zum unmoralischen Beischlaf  
die Zimmertüre schlägt die Polizeistunde  
wenn die Leute noch die Bettdecke wärmt,  
weil es friert  
Zürich, 24. 6. 67*





Originalbeiträge aus einer Hippy-Zeitung San Franciscos

Hunderttausend Hippies aus ganz Amerika waren in dem Sommer in Hasbury...

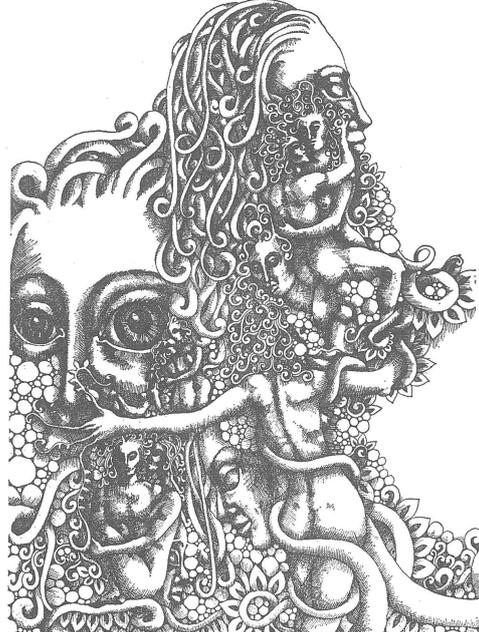
tung des Bestehenden, des Establishments, bringt ihre Subkultur in die Nähe der...

Einer der grössten und farbigsten psychodelischen Stämme, das heisst eine Hippie-Kommune, Str. Fields, ist nach einer...

men wollte. Ich beschloss, dass es keinerlei Organisation geben sollte, jedermanns Trip sollte vollständig akzeptiert werden.

Die ganze Sache begann im Oktober, als ich meinen Job aufgab. Ein paar Freunde von überall, begannen wir enger und enger zusammenzuwachsen.

Das Ganze wurde von selbst bekannt. Die Hälfte unserer Leute etwa kam von San Francisco. Im Durchschnitt hatten wir etwa 30 bis 35 aufs Mal, übers...



Psychedelic Prayers

Keep in touch The TAO flows everywhere Keep in touch And be at home Everywhere He who loses the contact is alone Everywhere Keeping in touch with the TAO Is called Harmony

Timothy Leary



Teil des Genzen. Aber es ist eben ein Teil des Genzen. Und ich habe LSD gern, es ist grossartig! Es gibt es eben, es existiert. Nach lange entscheiden, ob es nötig sei oder nicht, ist akademisch LSD ist nicht das Ganze, aber ein Teil davon.

Auf der ganzen Welt beginnt es! Jeder will es wissen! Drogen scheinen die Leute erkennen zu lassen, dass es einen Weg gibt und wie es ist, wenn man ihn findet.

Immer hatte ich eigentlich ein wenig Angst, wirklich zu zeigen, wie ich fühle. Wenn man klein ist, darf man ja nicht einfach wütend werden über seine Alten, man muss eben »Vater und Mutter ehren« und den ganzen Klamaus mitmachen.

Tausende von Jahren haben Leute die Welt zu ändern versucht. Nichts ist besser geworden, nicht etwas! Wir atmen ein bisschen länger, wir haben mehr Komfort, aber das hat nichts zu tun mit Friede, Schönheit und Liebe.

Was ich möchte, sind die Mittel zu einer neuen Gemeinschaft, einen Ort, wo StrF sich auf der Erde wieder verwirklichen könnte, aus der Stratosphäre zurück, wo es sich momentan befindet.

Worship. But whatever you do, there won't be any sense of anxiety about it. You're not trying to establish your identity. You fully exist in the Now.



The Yoga of Sex All energy is sexual energy. Therefore, when we use the word sex, we should mean all energy. The Divine lust that creates the world is the sexual attraction between all forms; sex is electro-magnetism.

The Playboy hang-up The 19th Century Puritan sublimated sex (all erotic energy) into culture. The contemporary (Playboy) Puritan discharges energy (tension) whenever any arises. Allowing sex to grow and blossom like an exotic perfumed bloom - takes more time than people have.

Tantra The word tantra literally means »touch«. Being anxious, our Western orgasm shows a crescendo profile. Tantrics think the only way to, say, tame a kitten or a wild animal such as a human being, is to touch her, stroke her, pet her.

LSD magnifies a deeper sexuality than one has ever experienced; so one feels a release from genital specialization, free to concentrate on things neglected, the sound of a flower, the vision of music.

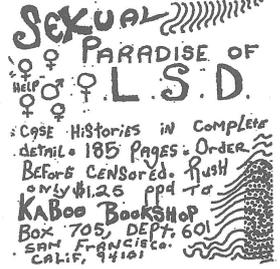
Tantra frees your sexual experiences from anxiety, necessity, compulsion. You become a germinating flowering tree digging its roots deep into Mother



Earth. You become a generator for earth, a source of strength for earth, a protector of earth.

Peace on earth. If everyone practiced »cool sex« he would acquire »a national cook«. If military men practiced it, we would enter a period of peace; and hence a period of productivity in the arts, such as was seen in ancient China, during the great timeless periods when the Emperor of China sat, meditated, looked South, took drugs, wrote poetry, but did nothing!

The Gods appear. When Tantra is successful between two people, it can then become public



Wanted: One very fine son. One who can accept the love his family has for him. Qualifications: Nice looking boy, age 16, 5'8" tall, brown hair, grey-blue eyes. Known as Mike Radford. Last known address, Lake Tahoe, Calif. If you meet these qualifications, please call home collect. We miss you, love you, and want you with us.

Dear Betsy Epstein, »Paachie« or »Elaine«: We once said we are all responsible to each other. You have responsibility to phone your upset mother, so she will know you are alive. If you telephone, I will tell missing persons to stop looking for you. Some day you will grow up to be a fine woman. I hope. -Dad.



# Berechtigte Kritik am Lic.?

Von Gottlieb Höppli (für die Lic.-Kommission)

Am Ergebnis der Auseinandersetzungen um das Lizentiat bei den Phil-Einern sind zweifelsohne die Phil-Einer selber in erster Linie interessiert. Darüber hinaus aber sind die nun schon seit Jahren laufenden Verhandlungen von ganz allgemeinem Interesse. Es wird ersichtlich, wie sich Studenten einen sehr grossen Vertrauensverlust bei der Professorenschaft verschreiben können dadurch, dass sie mit Inaktivität ihre Unfähigkeit zu beweisen scheinen. Andererseits wird aber auch ersichtlich, wie sehr mindestens ein Teil der Dozenten nur zu dankbar ist, wenn man ihnen Gründe liefert, die Studenten zu übergehen.

Man kann sowohl den bisher beteiligten Studenten wie auch den Dozenten den Vorwurf nicht ersparen, dass sie nicht das Möglichste getan haben, das Problem Lic. zu

aller Zufriedenheit zu lösen. Es wurde nicht immer mit »offenen Karten« gespielt.

Dass solche, sagen wir einmal »Unsauberkeiten«, möglich waren, liegt an einer Struktur der Universität, die ein derartiges Vorgehen wenn auch nicht gerade deckt, so doch zu verschleiern zulässt. Wir fragen uns, ob nicht mit einer zeitgemässeren Universitätsstruktur eine so langwierige, mühsame und peinliche Auseinandersetzung hätte vermieden werden können, und ob nicht mit entsprechendem Druck der Studenten auf eine solche Struktur das Problem Lic. alsbald zu lösen wäre.

Als Anlass zu solchen Überlegungen möchten wir den folgenden Artikel von Gottlieb Höppli – der sich zurzeit sehr intensiv mit dem Problem beschäftigt – vorstellen haben.

Die Redaktion

## Ob »man« wirklich nur das Beste tut?

### Die Leidensgeschichte des Lic.

Im Herbst 1964 begannen in der Philosophischen Fakultät I die Beratungen darüber, wie der rapid ansteigenden Studentenzahl zu begegnen sei. Als Frucht dieser Beratungen resultierte der Antrag an die Erziehungsbehörde vom 24. Januar 1966, der im wesentlichen vor allem die Einführung des obligatorischen Lizentiat vorsieht. Dieser Antrag liegt noch heute, im Januar 1968, bei den Erziehungsbehörden; die von der Fakultät gewünschte Änderung in der Regelung der Abschluss-examina ist vom Regierungsrat des Kantons Zürich noch immer nicht verabschiedet worden und somit auch nicht rechtskräftig geworden. Trotzdem wird die neue Regelung schon seit mehr als vier Semestern von den meisten Professoren unserer Fakultät praktiziert. Dieser Tatbestand allein wäre bei einer unbestrittenen und zwingenden Massnahme gewiss kein Grund zu übermässiger Beunruhigung, obwohl die Initiatoren schon hier die Möglichkeit in Kauf nehmen mussten, dass diese Art des Vorgehens der Kritik rufen werde. Bedenklich erscheint das Vorgehen der Fakultät, wenn es sich herausstellt, dass diese Neuregelung durchaus keine unbestrittene und erfolgversprechende Lösung der kritischen Situation an der Philosophischen Fakultät I darstellt. Im vergangenen Jahr erhoben sich verschiedentlich kritische Stimmen gegen das Obligatorium des Lizentiat; es sei hier die vehemente Opposition des »Verbandes der Lehrer an den staatlichen Mittelschulen des Kantons Zürich« erinnert, die vorwiegend berufs- und standespolitischen Motiven entspringt.

Bei den Studenten dauerte es noch länger – allzu lange –, bis sich eine klare Meinung zum obligatorischen Lizentiat gebildet hatte. Der Vorwurf, der auch im »Zürcher Studenten« zum Ausdruck kam, dass viele Gelegenheiten verpasst wurden, unsere Einwände bei den zuständigen Stellen zu Gehör zu bringen, ist deshalb berechtigt. Im Sommer 1967 richtete der Fakultätsausschuss, die Vertretung der Studenten an der Philosophischen Fakultät I also, einen Brief an den Erziehungsdirektor, in dem einige unserer Bedenken geäußert wurden und die Bereitschaft zu eingehenderen Diskussionen betont wurde. Dieser Brief wurde von Dekan Prof. Dr. Wilhelm Keller in einem Gespräch mit dem damaligen Fakultätsausschuss-Präsidenten als »Rückensuss« gegenüber der Fakultät gewertet.

Da im November die Frage des obligatorischen Lizentiat in der Tagespresse nochmals mit Vehemenz aufgegriffen wurde, erschien es notwendig, den studentischen Standpunkt noch einmal zu umreißen. Am 18. Dezember 1967 wurde vom Fakultätsausschuss einstimmig eine Resolution angenommen, die darauf der Erziehungsdirektion, den Mitgliedern des Erziehungsrats und der Hochschulkommission, dem Rektorat, dem Dekanat und allen Professoren der Fakultät zugestellt wurde. – Soviel in Kürze zur bald vierjährigen »Leidensgeschichte« des obligatorischen Lizentiat. Bevor wir auf die nähere Erläuterung unserer in der Resolution knapp zusammengefassten Bedenken eingehen – die übrigens aussergewöhnlich mit einem zugleich mit der Resolution versandten Begleitschreiben übereinstimmt –, sei noch kurz auf die Frage eingegangen, weshalb die Studenten denn nicht früher auf die Einführung des obligatorischen Lizentiat reagiert haben.

### »Information« und Information

In der Universitätsordnung vom 11. März 1920 gibt es einen Passus, der die Möglichkeiten studentischer Mitwirkung bei Neuregelungen, wie sie die Einführung des obligatorischen Lizen-

tats darstellt, umschreibt: »Die Ausschüsse sollen in allen Angelegenheiten der Studienpläne und Prüfungsreglemente von den Universitätsorganen befragt werden.« (§ 87 Abs. 2.)

Damit wird den Studentenvertretern eine bestimmte Funktion zugewiesen, die der Fakultätsausschuss und besonders die von ihm gewählte Lizentiatkommission in den vergangenen ein- einhalb Jahren zu wenig ausgeschöpft hat. Zwei Gründe scheinen für das bisherige teilweise Versagen dieser Ausschüsse verantwortlich zu sein: 1. Mangelnde Aktivität ihrer Vertreter und 2. unzureichende Information durch die Fakultät. Es sei hier ausdrücklich festgestellt, dass zwischen diesen beiden Gründen eine wechselseitige Beziehung herrscht: Während die Studentenvertreter aktiver gewesen, so wären auch die Informationen etwas reichlicher geflossen. Andererseits hätte der studentische Standpunkt natürlich frühzeitiger artikuliert werden können, wenn die Orientierung durch die Fakultät früher und umfassender erfolgt wäre.

Dass die Studentenvertreter in der Frage des Lizentiat zu wenig aktiv gewesen seien, braucht hier nicht weiter belegt zu werden. Es muss allerdings gesagt sein, dass es nicht leicht gewesen sein dürfte, sich über die Absichten, welche die Fakultät mit der Einführung des obligatorischen Lizentiat verfolgt, Klarheit zu verschaffen. Die Argumente sind auch heute noch schwer durchschaubar. So muss auf Grund des Schreibens, das die Anträge der Fakultät an den Regierungsrat begleitet, der Eindruck entstehen, dass das Doktorat analog zu deutschen und österreichischen Verhältnissen exklusiv wird, das heisst doch wohl erschwert werden soll, während in dem für die Öffentlichkeit bestimmten Schriftstück betont wird, dass »wie bisher aber jedem Lizentiaten der Weg zum Erwerb des Dokortitels offenstehen soll. Ebenso wird gegenüber den Mittel- schullehrern die Gewichtigkeit der schriftlichen Lizentiatarbeit betont (gegenüber einem Mittelschullehrer wurde ein durchschnittlicher Umfang von 100 Seiten angegeben), während sonst die kurze Zeitdauer herausgestrichen wird, die der Student für die Abfassung einer solchen Arbeit benötigt.

### Es galten unbekannte Bestimmungen

Es galten unbekannte Bestimmungen! Seit dem Wintersemester 1965/66 war in den regelmässigen Audienzen der Präsidenten der Fakultätsausschüsse beim Dekan von der erwähnten Neuregelung die Rede. Zweimal hatten diese bis zum Wintersemester 1967/68 Gelegenheit, in die Anträge an den Regierungsrat Einsicht zu nehmen. Dies geschah aber in einer derart geheimnisvollen Art und Weise, dass die Ausschüsse deswegen kein wesentlich klareres Bild erhalten konnten. Erst am 13. November 1967 wurde den Vertretern des Fakultätsausschusses ein Exemplar der Abänderungsvorschläge samt dem Begleitschreiben an den Regierungsrat ausgehändigt. Ein wirklicher Meinungsbildungsprozess in der Studentenschaft war deshalb erst in diesem Moment möglich geworden. Die Studentenschaft erhielt beispielsweise erst zu diesem Zeitpunkt Kenntnis von der Existenz einer Übergangsbestimmung, in der es heisst: »Studenten, die ihr Studium an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich vor diesem Zeitpunkt (sc. des Inkrafttretens) begonnen haben, können die Doktorprüfung nach der Promotionsordnung vom 24. Januar 1966 ohne obligatorische Lizentiatprüfung ablegen.« Ueber diese Möglichkeit ist unseres Wissens vorher kein Student orientiert worden.

Durch ihre Praxis eines »Quasi-Obligatoriums des Lizentiat« scheint sich die Fakultät offensichtlich einem sinn-

vollen Meinungsbildungsprozess aller Beteiligten zu entziehen und gibt Grund zur Vermutung, dass sie damit eine Diskussion darüber unterbinden wolle, ob die Obligatorisierung des Lizentiat die einzige und bestmögliche Massnahme sei, um dem rapiden Anstieg der Studentenzahl zu begegnen und die Studienzeit zu verkürzen, wie sie es in den Punkten drei und vier ihres Begleitschreibens an die Erzie-

## Resolution

1. Die Studentenschaft der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich steht jeder Prüfungsreform an ihrer Fakultät positiv gegenüber, sofern sich diese auch als Reform des Studiums zu erkennen gibt, d. h. zur Verkürzung und zur Erhöhung der Effizienz des Studiums und zur besseren Betreuung der Studenten beiträgt.
2. Die Studentenschaft glaubt nicht, dass eine Prüfungsreform das einzig mögliche Mittel ist, diesen auch von der Fakultät und von staatlicher Seite formulierten Anforderungen nachzukommen.
3. Die Einführung des obligatorischen Lizentiat bedeutet – wenn sie einseitig nur an der Universität Zürich durchgeführt wird – eine Diskriminierung der Zürcher Studenten. Während hier der Titel eines lic. phil. I den normalen Studienabschluss bedeuten würde, bleiben die Universitäten Basel, Bern und Freiburg beim bisherigen Dr. phil. I. Eine solche Änderung darf nur koordiniert durchgeführt werden.
4. Der Zürcher Dokortitel der Philosophischen Fakultät I darf nicht einseitig zur exklusiven Auszeichnung einer kleinen akademischen Elite ausgewertet werden. Die Abänderungsvorschläge der Fakultät bieten keine Gewähr dafür, dass diese Entwicklung nicht zu einem beliebigen Zeitpunkt eintreten kann.
5. Die Studentenschaft der Philosophischen Fakultät I nimmt zustimmend davon Kenntnis, dass noch nicht alle Möglichkeiten zur Schaffung neuer Lehrstellen ausgenutzt sind. Sie bittet die Fakultät, alle diesbezüglichen Möglichkeiten gründlich zu prüfen und die Offerte des Regierungsrats zur Antragstellung vermehrt zu ergreifen, insbesondere der Frage von Lehraufträgen an Assistenzprofessoren und Assistenten vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken.
6. Die Studentenschaft möchte die Gewissheit, dass die neuen Reglemente in dem von ihr erwähnten Sinn gehandhabt werden. Sie erwartet verbindliche Zusagen über die Prüfung und Beseitigung der von ihr erhobenen Bedenken, unter Umständen in der Form von Ausführungsbestimmungen zum neuen Reglement über die Lizentiatprüfung und zur Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät I.

Zürich, 18. Dezember 1967

hungsdirektion selbst formuliert hat (siehe Punkt 1 und 2 der Resolution). Diese Diskussion – in welchem Rahmen auch immer sie stattfinden könnte – ist bis heute unterblieben. Sie wäre aber nach wie vor sinnvoll und von höchster Dringlichkeit.

### Zürcher »Elitedoktoren«?

Womöglich noch schwerer als die Tatsache, dass das Obligatorium des Lizentiat allein nach den Vorstellungen der Fakultät praktiziert wird, wiegt für die Zürcher Studenten folgender

werden. Der Zürcher Dokortitel darf nicht einseitig zur exklusiven Auszeichnung einer kleinen akademischen Elite aufgewertet werden. Jede Erschwerung der Dissertation, die allein an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich vorgenommen würde, käme ebenfalls einer Diskriminierung der Zürcher Studenten gleich. Zwar ist von einer solchen Erschwerung im Abänderungsantrag zur Promotionsordnung nirgends die Rede, wohl aber lässt das Begleitschreiben der Fakultät an die Erziehungsdirektion auf eine in Zukunft wesentlich strengere Praxis bei der Zu-

## »Sie übersehen ferner« / Dekan Prof. W. Kellers »Kritik« an der Kritik

Die erste und bislang einzige Reaktion auf die Resolution des Fakultätsausschusses liegt vor in der Form eines Briefes von Dekan Prof. Dr. W. Keller. Er stellt einleitend fest:

»Ich halte in der Tat dafür, dass eine Form, die sich grosserer Sachlichkeit befähigt hätte, einer Verständigung dienlicher gewesen wäre.« Er fährt weiter: »Der im Begleitschreiben erhobene Vorwurf, die Vertreter Ihres Ausschusses seien über die geplante Einführung des Obligatoriums des Lizentiat mangelfhaft konsultiert und informiert worden, ist meines Erachtens unzutreffend.«

Hierauf wird der Verlauf der Besprechungen zwischen dem Dekanat und dem jeweiligen Fakultätspräsidenten resümiert. Danach folgt der Passus:

»Anträge Ihrerseits sind dem Dekanat in dieser ganzen Zeit nicht zugekommen. Die Fakultät glaubt erwarten zu dürfen, dass beim Wechsel Ihres Präsidiums nicht jedesmal ignoriert wird, was bereits besprochen wurde. Ihre Resolution vom 18. ds. – auffälligerweise erst nach der polemischen und inzwischen von der Fakultät richtigge-

stellten Behandlung des Themas in einer Tageszeitung gefasst – kann ebenfalls nicht als konstruktiver Beitrag erscheinen, da er sich im wesentlichen auf Kritik beschränkt.«

(Anmerkung: Eine bedenkenswerte Verwendung des Wortes »Kritik«, dem hier eine im deutschen Sprachgebrauch leider recht geläufige Bedeutung unterlegt wird!)

Dass es so gut wie unmöglich ist, von studentischer Seite akzeptable Abänderungsanträge zu solchen Prüfungsreglementen zu formulieren, bedarf wohl keiner langen Erläuterungen. Dies besonders in einem Fall, wo – wie wir zu zeigen versuchten – ein Rahmen geschaffen wurde, von dessen Auslegung allein es abhängen wird, ob sich die Regelung zum Vorteil der Studenten auswirken wird. Dass es bei Wechseln des Präsidiums bis vor kurzem in punkto Lizentiat nicht viel zu ignorieren gab, ist bereits angedeutet worden, ebenso, dass die Schuld dafür nicht einseitig auf der einen oder anderen Seite liegt. Hingegen können die stark wertenden Ausdrücke wie »polemisch« und »richtiggestellte Behandlung des Themas«,

lassung zur Promotion schliessen. In Punkt sechs des Schreibens heisst es: »Durch ein Obligatorium des Lizentiat werden entscheidende Voraussetzungen für die Wahrung des Ranges der Doktorpromotion erfüllt. Dies erscheint um so wichtiger, als auch in Ländern, in denen die Doktorpromotion bisher relativ leicht war (Deutschland, Oesterreich), sich heute rigorose Massnahmen zur Exklusivierung dieser Abschlussprüfung auszuwirken beginnen.« In Analogie zu deutschen und österreichischen Verhältnissen soll also die »Exklusivierung dieser Abschlussprüfung« erreicht werden. Sollte diese Bestrebungen allein auf die Universität Zürich beschränkt bleiben, so müsste bei ihren Studenten mit einer Welle von berechtigtem Unmut gerechnet werden. Und wenn schon deutsche Hochschulen zum Vergleich herangezogen werden, ist dazu der Vollständigkeit halber immerhin zu sagen, dass die Exklusivierung des Dokortitels nicht wie bei uns eine isolierte Massnahme darstellt, sondern von ernsthaften Bemühungen um eine Verkürzung der Studienzeit durch bessere Betreuung und Strukturierung des Studiengangs begleitet sind. Gerade in dieser Beziehung ist bei uns noch kaum etwas unternommen worden (siehe Punkt 4 der Resolution).

Erstaunlich ist auch, dass die Fakultät ein im Ausland vielerorts anzufindendes Mittel, die Dissertationenflut einzudämmen, offensichtlich nicht in Betracht gezogen hat: die Abschaffung des generellen Druckzwanges für Dissertationen. Sie würde lediglich eine Anpassung an die heutigen Hochschulverhältnisse schaffen, für den Kandidaten aber eine erhebliche finanzielle Erleichterung bringen. Dafür könnten jene wenigen Dissertationen, die für die Forschung wirklich von Gewinn wären, mit öffentlicher finanzieller Hilfe publiziert werden.

### Willkür der Dozenten möglich

Aus diesen wenigen Einwendungen sollte klar geworden sein, dass die Studentenschaft der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich das Obligatorium des Lizentiat nicht als bestmögliche Lösung der Probleme ihrer Fakultät betrachten kann. Unsere Stellungnahme wird noch dadurch erschwert, dass sich aus dem Wortlaut der Abänderungsvorschläge nicht herauslesen lässt, in welcher Weise diese Bestimmungen in die Praxis umgesetzt werden sollen. So könnte beispielsweise nach dem Inkrafttreten der neuen Reglemente die angedeutete Exklusivierung des Dokortitels in beliebigem Ausmass zu jedem beliebigen Zeitpunkt eingeführt werden, und zwar durch eine einfache interne Absprache aller Dozenten. Es wäre denkbar, dass die Dozenten diesen für sie einfacheren Weg einschlagen werden, sich zu entlasten, statt die von Erziehungsdirektor König schon wiederholt geäußerte »Offerte« zu ergreifen, Anträge für die Schaffung neuer Professuren zu stellen (Antwort auf die Interpellation von Prof. H. P. Künzi in der Kantonsrats-sitzung vom 11. Dezember 1967). Der Satz aus der regierungsrätlichen Antwort: »Die Regierung hofft auf Anträge der Fakultäten« zeigt jedenfalls deutlich, dass hier noch ein weites Feld für die Aktivität unserer Fakultät offensteht, wenn die Schwierigkeiten auch nicht unterschätzt werden dürfen, die sich bei der Gewinnung geeigneter Dozenten stellen (siehe Punkt 5 der Resolution). \* NZZ Nr. 5350, 11. Dez. 1967

»kein konstruktiver Beitrag« und pejorativ gemeinte »Kritik« kaum als endgültige und objektive Darstellung einer Sache wie des obligatorischen Lizentiat gelten, die doch von erheblicher Tragweite für unsere Fakultät ist und deren Genehmigung durch den Regierungsrat nicht von ungefähr seit zwei Jahren auf sich warten lässt. Man hätte erwartet, dass Dekan Keller wenigstens eine Differenzierung zwischen berechtigter und unberechtigter Kritik vorgenommen hätte.

Aufschlussreich ist seine Interpretation der Tatsache, dass sich die definitive Genehmigung bis heute verzögert hat:

»Es entspricht den Tatsachen, dass die definitive Genehmigung seitens der Behörden sich verzögert hat. Eben dies erklärt sich zum Teil aber gerade daraus, dass die Behörden zurzeit noch Fühlungen mit den andern deutschschweizerischen Universitäten pflegen, wie sie von Ihnen verlangt werden und wie sie auch die Fakultät bereits angebahnt hatte.«

Fortsetzung Seite 14

**BUCHHANDLUNG SONNEGG  
PAUL SCHIBLI**

Sonneggstrasse 29 8006 Zürich  
Telefon 051 34 07 88

**BÜCHER + PAPETERIE PLATTE  
H. U. ZBINDEN + CO.**

Zürichbergstrasse 17 8028 Zürich  
Telefon 051 47 57 33

## Wissen im Taschenbuch:

**B. I.-Hochschultaschenbücher**

**Heidelberger Taschenbücher**

**Sammlung Goeschen**

**Wissenschaftliche Taschenbücher**

**Kleine Ergänzungsreihe zu Hochschul-**

**büchern für Mathematik**

**dtv-Atlas zur Biologie Bd. I**

**Thieme-Taschenbücher**

**Auxilium Repetitorien**

**Dr. O. Sckells Repetitorien**

**Fischer-Lexikon in 40 Bänden**

**Fischer-Weltgeschichte**

**dtv-Atlas zur Weltgeschichte**

**dtv-Lexikon in 20 Bänden**

**rororo-Lexikon in 9 Bänden**

**Ullstein-Weltgeschichte in 5 Bänden**

**Kindlers Akademische Taschenbuchreihe**

**»Geist und Psyche«**

**Reihe »Angewandte Psychologie«**

**Rascher-Paperbacks Psychologie**

Edition Suhrkamp Taschenbuchreihen dtv rororo  
Ullstein Fischer  
Reclam

**Wir sind gross genug,  
um Sie gut bedienen zu können —**

**klein genug,  
um für jeden Auftrag dankbar zu sein!**

# DIE WELTWOCHEN

gewährt Ihnen

## 30%

# Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie  
pro Jahr nur Fr. 16.80

**Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.**

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von  
1/2 Jahr Fr. 9.80  
1 Jahr Fr. 16.80  
(Nichtzutreffendes streichen)

ZS

Name: \_\_\_\_\_

Fakultät: \_\_\_\_\_

Strasse: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich

••

# University of British Columbia Vancouver

British Columbia ist die westlichste Provinz Kanadas, zwischen Rocky Mountains und der pazifischen Küste. Mit einer Fläche von rund 900 000 km<sup>2</sup> ist B.C. die drittgrösste Provinz Kanadas. Auf diesem riesigen Gebiet wohnen jedoch nur knapp 2 Millionen Menschen, nicht einmal halb so viel wie in der 23mal kleineren Schweiz. Etwa die Hälfte der Bevölkerung wiederum ist auf die Südwestecke der Provinz konzentriert. Dort liegt die drittgrösste Stadt Kanadas, Vancouver, das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum der Provinz, Sitz der Universität. Die Provinzhauptstadt allerdings ist Victoria, auf Vancouver Island gelegen, einer der Küste vorgelagerten Insel von beinahe der Grösse der Schweiz.

Die Lage von Vancouver ist einzigartig. Fjordartige Meeresarme greifen weit ins Land hinein zwischen die

neue Gebäude für die Fakultäten Musik, Landwirtschaft, Metallurgie, Zahnheilkunde, Medizin und ein neues Wohnzentrum für etwa 300 verheiratete Studenten. Daneben wurde soeben mit dem Bau eines neuen Stadions begonnen, da auf dem zentralen Grund des alten ein 5-Millionen-Dollar-Studenten-Union-Gebäude errichtet werden wird. Dieses Zentrum des studentischen Lebens wird neben Essgelegenheiten, Versammlungs- und Aufenthaltsräumen auch die vielen Clubs, Studentenorganisationen und die studentische Verwaltung beherbergen. Zum Beispiel wird dort die Radiostation ihr neues Studio erhalten und die Universitätszeitung neue Redaktionsräume. Diese Zeitung, »The Ubcyssey«, erscheint dreimal pro Woche, 16seitig. Sie hat ausgezeichnete Mitarbeiter und errang in den letzten Jahren regelmässig den Preis

aus England, Dänemark, Indien, Pakistan, Somalia, Hongkong, USA, Neuseeland – und einige sogar aus Kanada.

## Studienmöglichkeiten an der UBC

An der UBC kann an folgenden Fakultäten ein akademischer Grad erworben werden:

- Agriculture
- Architecture
- Arts
- Commerce and Business
- Administration
- Dentistry
- Education
- Forestry
- Home Economics
- Engineering
- Law
- Librarianship
- Medicine
- Nursing
- Pharmacy
- Physical Education
- Rehabilitation Medicine
- Science
- Social Work

Viele dieser Fakultäten sind weiter unterteilt in Departemente, wie zum Beispiel die verschiedenen Richtungen in Engineering.

Das Studienjahr dauert von Anfang September bis Anfang Mai, aufgeteilt in 2 Semester, welche lediglich durch zwei Wochen Weihnachtsferien getrennt sind. Die langen Sommerferien werden von den meisten Studenten dazu verwendet, Geld zu verdienen, um ihren Lebensunterhalt und ihr Studium bestreiten zu können. Prüfungen finden am Ende jedes Semesters statt, Vordiplom- und Abschlussdiplomprüfungen gibt es nicht. Die Dauer eines Universitätsstudiums ist hier an den meisten Fakultäten etwa dieselbe wie in der Schweiz, es ist jedoch zu bedenken, dass die Studenten früher, d. h. mit 18 Jahren, an die Universität kommen, infolge des unterschiedlichen Schulsystems (High Schools, wie USA). Man hat denn auch hier oft das Gefühl, an einer erweiterten High School zu studieren angesichts von Teenagern, die die unteren Semester bevölkern. (Ein hübscher Anblick übrigens, diese vielen jungen Studenten!)

für die beste Universitätszeitung Kanadas. Sehr wichtige Bestandteile des Campus sind die riesigen Parkplätze. Täglich fliesst ein Strom von 6000 Autos in die Universität, und der Verkehrsstau jeden Morgen ist offenbar trotz autobahnartigen Zufahrten unvermeidlich. Das erste, was ich mir hier deshalb zugelegt habe, war – ein Fahrrad.

## Die Studentensiedlungen

Die »Residences« sind in 4 Camps konzentriert, welche an der Peripherie des Universitätsgeländes gelegen sind. Die Unterkünfte bestehen zum Grossteil aus neuen, mehrstöckigen Wohnblöcken mit Zweier- und Einerzimmern, ein kleinerer Rest wird von renovierten Armeearacken gebildet. Jedes Camp hat eine eigene Mensa, eine Institution ähnlich unserem Studheim. Die Speisen sind hier natürlich etwas anders zusammengesetzt, die Qualität ist etwa dieselbe. Ein bemerkenswerter Unterschied: Milch, Kaffee und Tee sind frei, man kann davon trinken soviel man will.

Das Leben in den Residences bringt einige Vorteile mit sich. Abgesehen davon, dass man darin nahe den Unterrichtsräumen zu vernünftigen Kosten wohnen kann, geben die Camps die Möglichkeit, ungezählte Freundschaften und Bekanntschaften zu schliessen. Besonders in den »grad dorms«, den Unterkünten der »graduate students«, trifft man sehr interessante Leute aus aller Welt. Meine Freunde hier sind

Der kanadische Student erhält sein Diplom, d. h. den seiner Studienrichtung entsprechenden »Bachelor«, normalerweise mit 22 Jahren. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass hier das »postgraduate« (Nachdiplom-)Studium sehr beliebt ist. So ungefähr 1500 graduate students studieren an der UBC weiter für Master's Degree und Dokortitel. Für einen Master's Degree benötigt man eineinhalb bis zwei Jahre, für einen Doktor etwa 4 Jahre zusätzliches Studium. Nachdem ich mich ursprünglich hier nur etwas umsehen wollte, bin ich mit einer Forschungsarbeit für meine Master's Thesis beschäftigt, nachdem ich die nötigen Vorlesungen diesen Frühling mit den Examen abgeschlossen habe.

## Kurzer Vergleich ETH – UBC

(Nicht-Ingenieure mögen mir verzeihen – Ingenieure auch.) Dem Science- und Engineering-Studenten wird hier allgemein ein viel tieferes Wissen in



Das Gebäude der Fakultät für Erziehung

Mathematik vermittelt. Mathematische Vorlesungen stehen auf dem Stundenplan bis hinauf ins letzte Semester. Zudem ist die Ausbildung an Computern sehr populär, für Ingenieurstudenten obligatorisch, und sie beginnt schon im 2. Studienjahr.

In meinem Spezialgebiet Elektrotechnik ist man hier in den Fächern Elektronik, Automation und natürlich Transistortechnik uns Europäern ziemlich voraus, was sich denn auch in der Ausbildung an den Universitäten niederschlägt. Dagegen kümmert man sich an der UBC recht wenig um Hochspannung und elektrische Maschinen. Es wird hier offenbar ein spezialisierter Typ Ingenieur ausgebildet. Ich glaube jedoch, dass dies beim heutigen Ausmass der verschiedenen Wissensgebiete ohnehin unumgänglich geworden ist.

Die Art und Weise der Ausbildung ist auch etwas verschieden von dem, was wir gewohnt sind. Besonders in den unteren Semestern bewegt sich der Unterricht etwa im Rahmen dessen, was wir von den Kantonsschulen und Gymnasien her kennen. Die Vorlesungen variieren selbstverständlich auch hier ziemlich stark in der Qualität, es wird jedoch allgemein viel mehr die Fachliteratur zum Unterricht beigegeben. In den meisten Vorlesungen wird zwar ein bestimmtes Textbuch verwendet, aber daneben werden dem Studenten eine Menge Referenzen angegeben, und man erwartet von ihm auch, dass er sich durch dieselben hindurcharbeitet. Während so das Poly-Studienprogramm freundlich auf den Nutzen der Bibliothek aufmerksam zu machen für nötig hält, ist hier die »library« das überflutetste Gebäude der Universität. Neue Bücher sind hier recht teuer, meist über 15 Dollar, deshalb floriert der Markt mit gebrauchten aufs prächtigste.

Um gleich noch ein wenig beim Finanzieren zu bleiben: Das Studiengeld ist relativ hoch, es beträgt ca. 500 Dollar im Jahr. Für ein Einzelzimmer in den Camps bezahlt man 85 Dollar im Monat, mit Verpflegung, was hier als billig betrachtet wird. Umgerechnet auf Schweizer Franken (4:1) ist das eine Menge Geld. Es ist jedoch ziemlich einfach, Darlehen und Stipendien zu erhalten. Fast alle graduate students haben Stipendien; so wurde auch das meine, das ich hier von der UBC erhalte, grosszügig für ein weiteres Jahr verlängert, mit offenbar wenig Rücksicht auf meine Noten in den Examen.

## Campus-life

Naturgemäss bringt ein Universitätscampus wie derjenige der UBC viel mehr Möglichkeiten zu gemeinsamen studentischen Anlässen und Veranstaltungen als eine baulich aufgesplittete und ins Stadtbild integrierte Universität europäischen Stils. So ist denn das soziale und kulturelle Leben auf dem Campus sehr rege, jeden Tag findet irgend etwas besonderes statt. Dieses Unterhaltungsprogramm besteht zur Hauptsache aus Vorträgen, Konzerten, Theateraufführungen, Sportveranstaltungen und Tanzabenden. Träger dieser Veranstaltungen ist meist die »Alma Mater Society«, die Studentenregierung, welche mit einem Teil des Studiengeldes finanziert wird. Ihr untertan sind die über Hundert zum Teil recht ausgefallenen Clubs – es gibt einen für jedermann, vom Nuclear Disarmament Club zum Dessert Club oder demjenigen »to stamp out moth methodically«. Daneben existieren 25 Verbindungen, viele davon haben ihr eigenes Haus.

Eine ausgezeichnete Sache ist das »internationale Haus«, wo sich die ungefähr 2000 ausländischen Studenten treffen können (nicht alle aufs Mal). Hier werden für sie auch die beliebten Wochenendausflüge in die weitere Umgebung von Vancouver organisiert. Tea-Parties mit kanadischen Studenten und Familien machen die neuankommenden ausländischen Studenten mit den Sitten des Landes bekannt und vermitteln wertvolle Kontakte. Ende der Sommerferien wird vom »International House« auch ein Empfangsdienst für neue ausländische Studenten unterhalten, um diesen die ersten Tage im neuen Land möglichst angenehm zu gestalten. Wenn jemand unter meiner Leihenschaft sich diesen Dienst zunutze machen möchte, bewerbe er oder sie sich einfach um ein entsprechendes Austauschstipendium bei Herrn Burdand auf dem Sekretariat des Schweizerischen Schulrates, Poly, 1. Stock. Er wird das Gesuch sehr wohlwollend behandeln, und ich möchte ihm dafür – speziell mit Bezug auf meinen Fall wie auch im Namen aller seiner andern Stipendiaten – hier den besten Dank aussprechen. Otto Meier

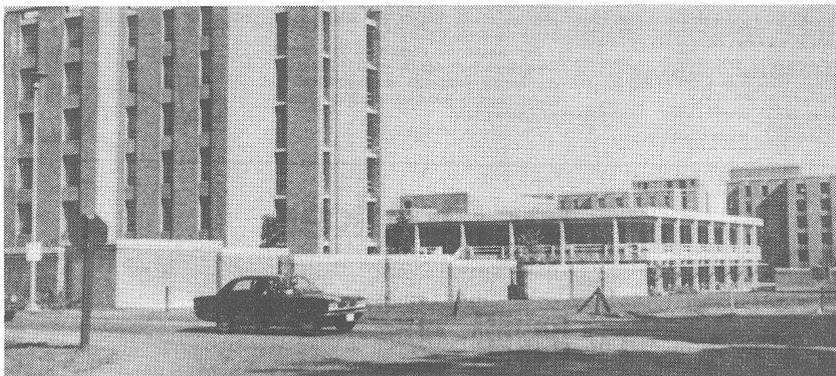
# DIE ANDERERE HOCHSCHULE

2000 Meter hohen Berge der Küstenkette. Die berühmten kalten kanadischen Winter kennt man hier nicht. Es ist im Januar bei einem Mittel von plus 3 Grad Celsius wärmer als in Zürich. Im Sommer hingegen wird es kaum je drückend heiss, da das Meer stark dämpfend auf extreme Temperaturen wirkt. Kenner zählen Vancouver zusammen mit San Francisco, Rio, Neapel, Lissabon zu den am schönsten gelegenen Städten der Welt. Ein Minuspunkt ist wohl nur das Wetter im Winter, der vielleicht zutreffender als Regenzeit bezeichnet wird. Schnee fällt in Vancouver selbst kaum je, dafür regnet es ungefähr 4 Monate von November bis März. Vielleicht habe ich es auch nur besonders schlecht getroffen dieses Jahr, denn im November und Dezember wurde mit 42 aufeinanderfolgenden Regentagen der bestehende Rekord eingestellt. Die Schiffahrer hingegen kommen trotzdem auf ihre Rechnung, denn all der Regen fällt auf den Bergen gleich hinter der Stadt in Form von Schnee; teilweise liegen da 20 Autominuten vom grünen Stadtzentrum entfernt 2 Meter Schnee. Nicht wenige der verschiedenen Gondelbahnen und Skilifte sind made in Switzerland.

## Der Campus der UBC

Das mehrere Quadratkilometer umfassende Gelände der University of British Columbia liegt auf der äussersten Spitze einer weit ins Meer hinausragenden Halbinsel, etwa 10 km vom Stadtzentrum von Vancouver (Kanada) entfernt. Diese Stätte wurde der Universität bei ihrer Gründung im Jahre 1915 von der Stadt geschenkt. Nur der kleinere Teil des Geländes ist bebaut, ein Grossteil ist immer noch von Wald bestanden. Doch auch um den bebauten Teil zu Fuss zu durchqueren, benötigt man gute 20 Minuten.

Der Campus bildet eine richtige kleine Stadt, mit allen dazugehörigen Einrichtungen wie Kaufläden, Restaurants, Banken, Post, Polizei, Feuerwehr, Spital, Radiosender, Schwimmbad, Stadion, Kunststeinsbahn, Golfplatz, Theater und Kirchen. 3000 der rund 18 000 Studenten wohnen auf dem Campus, in zum Teil sehr schönen, modernen Unterkünten, den »Residences«. Daneben hat es eine Menge Ein- und Mehrfamilienhäuser für Professoren, Angestellte der Verwaltung und verheiratete Studenten. Die riesigen Landreserven ermöglichen es der Universität, sich baulich in einer Weise zu entwickeln, wie wir es uns in der Schweiz nur wünschen, aber nie leisten können. Zurzeit sind sechs grosse Projekte im Bau:



Die neuesten Studentenwohnungen (Totem Park Residence). Die Architektur (ausser wie innen) gab zu heftigen Diskussionen Anlass.

# happenings happenings happenings

Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen (AGH):

## So wird der Student gemacht

Der Student zwischen Anpassung und intellektueller Redlichkeit

Tagung für Studenten und Dozenten der Zürcher Hochschulen und weitere an Hochschulfragen interessierte Teilnehmer.

Ort: Tagungszentrum Boldern, Männedorf  
Zeit: 27./28. Januar 1968

### PROGRAMM:

**Samstag:** Podiumsgespräch unter der Leitung von Pfr. Dr. E. Wildbolz mit Dr. Jürg Steiner, Dr. Regula Renschler, Prof. Hardi Fischer und zwei Studenten.

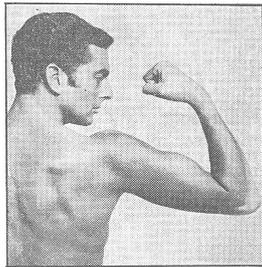
**Sonntag:** Referat von Prof. Dr. Cornelis A. van Peursen, Leiden:  
»Die Universität in der Gesellschaft der Zukunft«.

### Anmeldungen und Informationen:

Dr. E. Wildbolz, Bungertweg 11, 8032 Zürich, und Boldern, Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf.

# MÄNNER! MUSKELN WIE DIESE

in weniger Zeit, als  
Sie zum Rasieren brauchen



## GARANTIERTER ERFOLG

Der revolutionäre TELEPANDER verwandelt eine flache, eingefallene Brust in eine breite, männliche. Aus schlaffen Armen und Beinen werden kraftstrotzende, muskulöse Glieder, die Schultern breiter Bauch-, Oberschenkel- und Wadenmuskeln stählern geformt. Konditionsverbesserung um 4% pro Woche, also phantastische 50% innert 3 Monaten. Dazu benötigen Sie nur ein paar Minuten pro Tag, weniger als zum Waschen und Rasieren. Von olympischen Athleten und hervorragenden Champions wie Schwergewicht-Teilhaber Cassius Clay anerkannt, entwickelt der TELEPANDER Ihre Muskeln 4mal schneller als gewöhnliche Methoden. Spürbarer Erfolg in 14 Tagen, oder Sie bezahlen nichts. Probieren Sie es auf unsere Kosten.

Keine Verpflichtungen.  
Kein Vertreterbesuch.



Verlangen Sie noch heute die Broschüre mit allen Einzelheiten. Schreiben Sie an:

FREIZEIT-KULTUR,  
Abt. Stu-901  
Seefeldstr. 35, 8008 Zürich

## Illustrierte GRATIS-Broschüre

FREIZEIT-KULTUR, Seefeldstrasse 35, 8008 ZÜRICH  
Bitte senden Sie mir gratis und ohne jede Verpflichtung die interessante, aufschlussreiche Broschüre (22 Seiten) über die sensationelle TELEPANDER-METHODE, die mich in kürzester Zeit richtig IN FORM BRINGEN KANN. Kein Vertreterbesuch.

NAME \_\_\_\_\_  
VORNAME \_\_\_\_\_  
BERUF \_\_\_\_\_ ALTER \_\_\_\_\_  
STRASSE \_\_\_\_\_ STU-901  
PLZ \_\_\_\_\_ ORT \_\_\_\_\_

Studentische  
Arbeitsgemeinschaften  
beider  
Hochschulen  
Zürich



## Griechenland

Griechenland hält nicht mehr die Schlagzeilen der Weltpresse.

Aber das Interesse an den dortigen Geschehnissen gilt nicht nur der momentanen Sensation. Milliardiktaturen schiessen im weltweiten Rahmen wie Pilze aus dem Boden. Greift diese Erscheinung auf Europa über? In Portugal, in Spanien, ja, auch in Frankreich lenkt le General die Geschehnisse des Landes. Die Machtstellung des Militärs und der Polizei in den Ostblockstaaten kommt immer wieder zum Ausdruck.

Auch über den Rahmen der Militärdiktaturen hinaus stellen wir eine Mechanisierung der Macht und gleichzeitige Korruption des Rechtes, der Freiheit, der demokratischen Ideen fest. Ist der Faschismus eine latente Gefahr für Europa?

Griechenland wurde uns zum Anlass, einen Vortrags- und Diskussionsabend über diese Fragen zu veranstalten. Die Referate werden gehalten von Alt-Ständerat Zellweger, Journalist Walsler (Griechenlandkorrespondent der »Welt-Woche«) und Vassillis Vassilikos (bekannter griechischer Schriftsteller, der im Exil lebt).

Datum: Donnerstag 18. 1. 68

Zeit: 20.00 Uhr  
Ort: Auditorium maximum Uni. AGH

## Verschiedenes

Portugiesisch, Privatunterricht, Fr. 10.- die Stunde. - Tel. (051) 42 81 59.

Zu verkaufen: Portable-Schreibmaschine, Marke Optima, mit Tabulator, neuwertig, sehr strapazierfähig, mit Koffer, Fr. 250.-. Tel. (051) 65 82 02.

Gelegenheit: Es sind noch einige Algel-Programmierkurse (entsp. der Vorl. Ang. Math. II) zu verk. (Preis Fr. 10.-), Ort: Ph 15c; Zeit: 22., 23., 29. Januar 1968, je 13 Uhr.

Nordeutsche (Abitur) erteilt unentgeltlich Deutschunterricht gegen englische/französische Konversation. - Tel. 62 72 19 (ab 18 Uhr).

Für den

## UNIBALL

suchen wir noch immer:

- Dekorateur
- Losverkäufer
- Schwerarbeiter
- Installateur
- Abbruchspezialisten

Anmeldungen nimmt entgegen die Uniball-Kommission, Rämistrasse 66, 8001 Zürich, Telefon 32 77 60 und 32 76 58.



## SSR-Nachrichten

Was kann der Möbel-Pfister am Walchplatz denn dafür... dass unsere Skiweekends so billig sind? Nichts! Doch irgendwo müssen wir uns ja über unsere Skiweekends besammeln.

Bis zum 6. April kannst du jedes Wochenende für 30 Fr. (resp. 41 Fr.) in Klosters, Davos oder Sedrun skifahren, falls du den Anmeldetermin - jeweils bis Donnerstag 16 Uhr am SSR-Schalter - nicht verpasst.

Klosters: 27./28./29. 1. und 17./18. 2.  
Davos: 19./20./21. 1. und 9./10. 3  
Sedrun: 3./4. 2., 10./11. 2., 24./25. 2., 2./3. 3. und 16./17. 3. bis 6./7. 4. jedes Wochenende

## Liberaler Studentenschaft Zürich

Postfach 168, 8028 Zürich

Programm bis Ende Februar:

23. 1. 68 Die Landesverteidigung im Kleinstaat; ein österreichischer Beitrag. Vortrag von Generalmajor Emil Spannocchi, Wien. Einführung durch Major Dr. Hans Bachofner, Birmensdorf. 20 Uhr, Zunfthaus »Zur Waage«, Münsterhof 8.

15. 2. 68 Dilemma Vietnam. Vortrag mit Film von Dr. Lorenz Stucki, der anschliessend Fragen aus dem Publikum beantwortet. 20 Uhr. Der Ort wird später angezeigt.

20. 2. 68 Totalrevision der Bundesverfassung; der Beitrag der Jungen.

Vortrag von Alt-Ständerat Dr. Karl Obrecht, Küttigkofen/SO, 20 Uhr, Zunfthaus »Zur Waage«, Münsterhof 8.

Interessenten, die regelmässig die Einladungen zu unseren Veranstaltungen zu erhalten wünschen, können uns auf einer Postkarte Name und Adresse mitteilen.

## Colin Wilkie & Shirley Hart

Am Mittwoch, 17. Januar, werden um 19.30 Uhr im Audi Max des Poly Colin Wilkie und Shirley Hart auftreten. Die beiden sind ein in England und Deutschland bestens bekanntes Folkduo. Sie singen englische, irische und schottische Folklore, kennen eine Fülle von sogenannten »sea shanties« und komponieren und texten ausserdem mit einigem Erfolg eigene, moderne Lieder. Nicht selten bringen sie es hin, dass das Publikum derart mitgeht, dass es bei den bekannteren Liedern jedesmal mit in den leicht singbaren Chorus einfällt. Mitreisend, sympathisch und ohne Starallüren werden die beiden, die als eigentliche Strassensänger ihre Karriere begannen, bestimmt auch in Zürich zu einem Begriff für alle Liebhaber des Folksongs werden.

Der Abend ist organisiert von der Studentenschaft der Universität Zürich, die bereits mehrmals mit glücklicher Hand jüngere Künstler ins Audi Max eingeladen hat.

Der Eintritt beträgt 2 Fr.

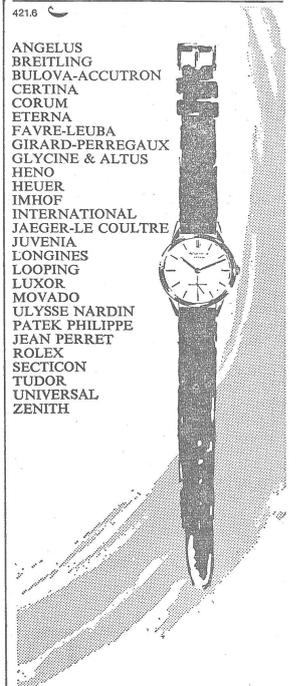
## Studentenbibliothek

Die Studentenbibliothek hat folgende Bücher neu angeschafft:

- A. Andersch, Efraim
- J. Bobrowski, Litanische Klaviere
- E. Castonier, Magd in England
- M. Frisch, Öffentlichkeit als Partner
- A. Graber, Solange der Wind weht
- M. L. Kaschnitz, Das Haus der Kindheit
- M. L. Kaschnitz, Hörspiele
- M. L. Kaschnitz, Courbet
- A. Kübler, Paris - Bäle à pied
- V. Lehmann, Sichtbare Zeit
- H. Loetscher, Noah
- L. Marcuse, Argumente und Rezepte
- A. M. Ortese, Poveri e Semplici
- Polnische Prosa
- E. Schaper, Erzählungen
- W. Schmidli, Meinewegen soll es doch schneien
- W. Schnurre, Was ich für mein Leben gern tue
- Chr. v. Schweden, Erinnerungen
- Th. Wieder, The eighth day
- W. Zemp, Das lyrische Werk

Bestellt werden diese Bücher in der Zentralbibliothek. Katalogisiert sind sie in Katalogaal, untere Hälfte des Zeitschriftenkästchens, in grün beschrifteten Schubladen, die jeden Lesefreund eine ungeahnte Fülle an guter Literatur entdecken lassen.

A. S.



Eine Uhr für Ihren Geschmack eine Uhr für Ihre Ansprüche eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht - die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.



Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

## Studienzeit - sorglose Zeit?

»Psychische Spannungen im Studium«  
Montag, 22. Januar, 20.00 Uhr, Uni, Zi. 305

Teilnehmer: Professoren H. Fischer, C. A. Meier, U. Moser; PD Dr. H. Kind; Dr. H. U. Wintsch

»Das Informationsbedürfnis der Studenten«

Montag, 5. Februar, 20.00 Uhr, Uni, Zi. 305

Teilnehmer: Professoren H. Bläsch, O. Woodtli; Dr. V. Lunin, Dr. R. Dengler, Dr. J. Vontobel

Um Fragen der Hochschulreform geht es an einem Wochenende auf Boldern am 27./28. Januar, das von der AGH und den Hochschulseelsorgern veranstaltet wird:

»So wird der Student gemacht - Der Student zwischen Anpassung und intellektueller Redlichkeit«



# MFK

## Mittelschul-Filmklub

Programm bis Mitte Februar

### 1. Programm:

17. Januar Quai des orfèvres  
31. Januar A bout de souffle

### 2. Programm:

24. Januar Muriel

Jeweils um 12.00 Uhr im Cinéma Corso.  
Jeweils um 12.00 Uhr im Cinéma Corso.  
Mitgliederausweise sind vor den Vorstellungen erhältlich.



# Ihr Optiker

gewährt Studenten der Uni und ETH

10 % Rabatt  
20 % Rabatt

auf Brillen und Sonnenbrillen  
auf Instrumente

Mikroskope nach Vereinbarung



# film

## Kann es einen Pop-Film geben?

Von Pierre Lachat

Die Leichtfertigkeit, mit der heute nicht nur Filme als pop etikettiert werden, hat nicht zur Klärung des Begriffs beigetragen. Alle, die nicht zugeben können, dass sie kein Englisch sprechen - und das sind alle -, wissen, dass pop für »populär« steht, was wiederum populär oder volkstümlich heisst. Nichts von alledem, was bei volkstümlich ist, und von dem, was populär ist, fast nichts ist nun aber auch pop. Pop hat sich von der Grundbedeutung des vollen Adjektivs entfernt und heisst heute etwa »für die breite Masse geschaffen« und gelegentlich sogar das Gegenteil von »populär«. Ein Produkt, das für die Masse geschaffen, dieser missfällt und demnach nicht »populär« ist, kann nämlich trotzdem pop sein.

Schon seit einiger Zeit kann nicht mehr allein von Pop-art die Rede sein, sondern immer nur von Pop schlecht-hin, unter Einschluss der Pop-Musik. Noch über diese Verflechtung von Musik und bildender Kunst hinaus ist Pop nunmehr zu einem eigentlichen Dschungel herangediehen, in welchem Rauschenberg, Beatles, LSD, Barbarella, Vietnams, Warhol, Leary, Shankar und Flower-Power wild durcheinanderwuchern. Dringender als eine ohnehin schwierige, differenzierte Beurteilung der einzelnen heterogenen Erscheinungen scheint uns nun die Frage nach dem Pop-Film zu sein. Wenn es ihm nämlich geben sollte, könnte er wohl als Prüfstein für Wert oder Unwert der gesamten Pop-Bewegung dienen.

### Pop als Diener einer anderen Sache

Es gibt nun Filme und Autoren, bei denen Pop nur die Rolle eines Hilfsmittels spielt. Das »Swinging London« in »Blow-up« vermag Antonioni nur insoweit zu interessieren, als er es als besonders augenfälliges Symptom allgemeiner Missstände in der westlichen Lebensweise auffassen kann. Gerade weil sich Pop als einen Versuch begreift, der Entfremdung zu entgehen, erinnert es nur umso beharrlicher daran, dass es eine Entfremdung gibt. Antonioni gibt kein formuliertes Urteil über Pop ab, aber er legt doch nahe, dass der Ausbruchversuch illusorisch ist. Wenn nämlich das Individuum am Ende der Desillusion seiner selbst wieder bewusst wird, empfindet es sich nur noch vollständiger abgekapselt als zuvor.

Eine fast so absolute kritische Distanz zu Pop hält auch Godard ein, dessen sämtliche Filme zwar mit Pop-Elementen durchsetzt sind, dessen Absichten aber ebenso pop-fremd sind wie die Antonionis. Godard ist ein hoffnungsvoller Beschwörer der Wirklichkeit, ein nimmermüder Alchemist auf der Suche nach etwas Ungewissem, das der Wirklichkeit bei beharrlichem Abfilmen einstens wird entspringen müssen und das vielleicht die Wahrheit ist. Zu diesem Zweck hat er eine vielfältige, von Film zu Film sich erweiternde Panoplie von Mitteln mobilisiert, in der Pop sicher einen vornehmen Platz einnimmt. Was Godard überdies manchem pop-verdächtig erscheinen lässt, ist das frivole Behagen, mit dem er seine katalogisierten Verfahren kombiniert, seien sie nun pop oder nicht. Godards Kombinierte Freiheit und die Pop-Lust am Experiment mögen entfernt verwandt sein, aber Godard gibt sich nie mit dem gewonnenen Effekt zufrieden, er weist ihm immer gleich einen festen Platz innerhalb seiner jeweiligen filmischen »enquêtes« zu. Ob er nun Pop-Elemente, wie etwa die graphische Gliederung der Bilder in Flächen oder die Verwendung der Reklame, direkt in ein Werk eingliedert oder indirekt weitere Elemente pop-mässig kombinierte, Pop kann bei Godard stets nur Diener an einer anderen Sache sein.

### Kühler Abstand und geheime Schwäche

Weniger sachlich steht Alain Jessua Pop gegenüber. Seinem »Jeu de mas-sacre« liegt ein ähnlicher Gedankengang zugrunde wie »Blow-up«. Ein exalterter junger Mann mit gelegentlichen infantilen Anfängen phantasiert sich so lebhaft in die Welt der »comic-strip« hinein, dass weder er noch der Zuschauer diese schliesslich von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können. Wie bei Antonioni die Pop-Welt, so wird bei Jessua das Universum der »comics« auf die Tauglichkeit hin untersucht, als imaginäre Alternative zu einer nüchternen Wirklichkeit dienen zu können. In Jessuas Verhältnis zu seinem Gegenstand halten sich aber kühler Abstand und geheime Schwäche für ihn die Waage. Die in den Film

eingebildeten »comic-strip«-Zeichnungen, eigens von einem Spezialisten in buntem Grossformat angefertigt, erinnern in ihrer dynamischen Schönheit an gewisse Werke des Pop-Malers Roy Lichtenberg. Eine filmische, also nicht bloss zeichnerische Ausdruckskraft gewinnen sie aber durch die kalkulierte Art, in der sie aus dem Geschehen förmlich herausgeschneideten, dieses unterbrechen, fixieren, zusammenfassen, kommentieren und weiterleiten. Mit ein wenig kindlicher Sensibilität kann man als Zuschauer den Eindruck lebhaft nachempfinden, den diese bunte Pracht auf das wirre Gemüt des Helden macht. Eine lärmende, hämmernde Pop-Musik, eine Parodie ihrer selbst, steigert diesen Eindruck noch.

### Lesters Abwendung von Pop

Richard Lester hat mit den Beatles gearbeitet, und diese grundsätzliche, von der Anlage der Filme her bewusst in Kauf genommene Konzession an den Massengeschmack macht ihn zum vorläufig hoffnungsvollsten Kandidaten auf den Titel eines Pop-Cineasten. Nun ist aber die heterogene Kunstgattung Pop eine Frage der richtigen Mischung von Konzession und Kreation, eine Frage der kreativen Verwendung der Objekte, der Mythen und der Vorstellungen des Alltagslebens in der Industrie-gesellschaft. Im Bemühen um den Pop-Film kann man demnach allzu kreativ sein wie Jessua, dessen Film

letztlich eben doch ein Vergnügen für Intellektuelle bleibt, oder allzu konziliant wie eben Lester mit den Beatles-Filmen: selbst das vielgelobte Opus »Help!« ist nichts anderes als eine besonders raffinierte »mise en scène« der Stars, die nicht zufällig sich selbst spielen; die Art, in der die Beatles vor wechselnden Hintergründen (Kriegsszenen, Südeastrände, fernöstliche Tempel usw.) förmlich aufgebaut werden, ist nur eine, allerdings recht originell weiterentwickelte Form des banalen, vor allem im Fernsehen üblichen Verfahrens, einen Gesangsstar vor einer dem vorzutragenden Lied angepassten,

»typischen«, mit einigen Requisiten dürftig maskierten Szenerie auftreten zu lassen. Die Beatles-Filme sind also wohl kaum mehr als ansprechend verpackte Konzerte.

Lester, zweifellos ein Talent, kann auch das Gegenteil, nämlich zu hoch hinaus schiessen. Nach dem mässigen Erfolg seines bei uns noch nicht gezeigten vorletzten Filmes »A funny thing happened on the way to the Forum«, der von der Reklame ebenfalls lautstark als echter rechter Pop-Film ausgegeben wird, hat sich Lester folgerichtig an ein schwieriges Werk, an »How I won the War« herangewagt. Ein Antikriegs-Pop-Film wäre denkbar, aber »How I won the War« ist höchstens mittelbar ein Film »gegen den Krieg«, zunächst jedoch, wie Alexander J. Seiler in der »Weltwoche« klargestellt hat, eine trotz aller Groteske recht präzise Untersuchung der Psychologie des Kriegshelden. Ein dergestalt gefasstes Thema ist in der Tat schon wieder popfremd, und der Film schlägt eher in die Kategorie »Pop als Stilmittel« und dürfte im übrigen Lesters Abwendung von Pop anzeigen.

Ins Schwarze getroffen hat Lester eigentlich nur mit »The Knack«, einem Film, an dem nun eben »jung und alt seine helle Freude haben kann«. Er ist ohne intellektuelle Voraussetzungen konsumierbar, er verbreitet keine Lehre und keine Ideologie, und wenn dein Nicht-Engländer manche Anspielung unverständlich bleiben muss, so mindert das doch das Vergnügen keinesfalls. Dank den rasanten Dialogen, dem unerhörten Tempo, der Unerhörlichkeit der Einfälle und Gags und dank den allgemeinen unkonventionellen Frechheiten in Stil und Thema vermag jedoch der Film auch den Anspruchsvollen zuzusagen. Eine der scheinbaren Grundvoraussetzungen des Pop-Films kann sogar ungestraft missachtet werden: »The Knack« ist kein Farbfilm. Mit den Effekten der Graphik - grosse, helle Flächen, Personen oft auf ganz weissem Grund -, wenige Gegenstände im Bild, übersichtliche Erfassbarkeit, die schnelle Montage und zügige Dialoge ermöglicht - gelingt es Lester, die Effekte der Farbe mehr als zu ersetzen.

### Hindernisse

»The Knack« könnte wohl als Prototyp des Pop-Films gelten. Aber liegt es nur an einer zu eng gefassten, spekulativen Vorstellung vom Pop-Film unersetzlich, dass wir über diesen Film nicht recht froh werden können, zumal wenn wir ihn ein zweites Mal sehen?

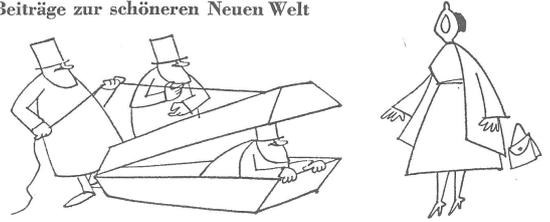
Dann scheint sich nämlich etwas Eigentümliches zu ereignen. Es klingt in »The Knack« bloss an, kommt aber in »George Moores« »Kuckucksjahre«, welcher Film ohne das lustvolle Vorbild kaum denkbar wäre, vollends zum Durchbruch. Es ist der beunruhigende Eindruck, der Film könnte eigentlich beliebig lange weitergeklüffelt werden, durch sorgsame Anreihung von immer neuen Gags, und müsse an kein bestimmtes Ziel, zu keiner abschliessenden Bilanz führen.

Die Spontaneität, die Konzentration auf das rein Gegenwärtige können nämlich, wenn sie nicht wie bei Godard und Jessua rigoros kontrolliert und handkehrum wieder in das Sinngefüge integriert werden, zu einem buchstäblichen Auseinanderfallen des Filmes führen, wie es in »The Knack« gerade noch verhindert wurde. In »Kuckucksjahre« bereits Tatsache ist und in der kapitalsten künstlerischen Fehlinvestition der letzten Jahre, dem Paradebeispiel des systemintegrierten Mächtigen-Pop-Films, in »Casino Royale« desaströse Ausmasse annimmt. Schlimmste Konsequenz solcher Planlosigkeit: die Wirkung der Gags verflacht im Laufe des Films zusehends infolge Ubersättigung des Zuschauers und Verkämpfung der Gesichtsmuskulatur desselben. »Casino Royale« ist spätestens von der zwanzigsten Minute an ein durchaus unlustiger Film.

Es scheint, als müsse es zwischen Pop und Spielfilm einen fast unüberbrückbaren Gegensatz der Essenz geben. Pop beruht ganz auf dem momentgebundenen Effekt. Zum Film hingegen gehört essentiell eben nicht nur dieser selbe Aspekt, sondern auch der der Höheren, auf der Dauer beruhenden Organisation der einzelnen Elemente zu einem Ganzen, schlicht gesagt die Handlung, die Story, die Dramatik. Die höhere Organisation Handlung kann nur in der Dauer erfasst werden, indem man in die verschiedenen Aspekte, das Wenn und Aber, die Gegebenheiten und Folgerungen nacheinander greift. Pop will ja aber das Gegenteil, nämlich den im Moment erfassbaren, unmittelbar erleuchtenden Sinn, die Evidenz des Augenblicks, die Evidenz der Intuition. Höchsten der Kurzfilm und noch eher der Zeichentrickfilm könnten deshalb als Pop-Medium dienen. Der lange Spielfilm, bei dem die Evidenz durch Deduktion erreicht wird, verwehrt sich ganz offensichtlich solchem Ansinnen.

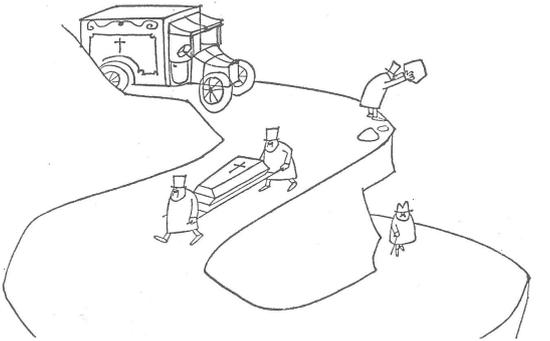
## Wirkliche Idyllen

Beiträge zur schöneren Neuen Welt



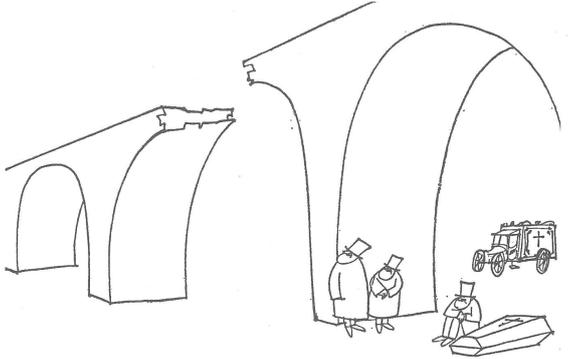
»Bestattungsleiter sind Angehörige eines erhabenen, ja fast geweihten Standes... Der Ausschuss war der Meinung, dass Preissenkungen Selbstmord seien, und liess die Unternehmer wissen, dass bessere Produkte, nicht niedrigere Preise nötig seien... Für den Leichnam, der nach sechzig Tagen

am besten aussieht, wurde ein Preis von 1000 Dollar ausgesetzt... In einer Resolution wurde die Presse gebeten, über die Versammlung nicht unernst zu berichten.« Aus der Zeitschrift »Sonnenseite«, später »Sarg und Sonnenseite«, über die erste Tagung der Bestattungsleiter 1885.



Der Sarg... wird... zur Cadillac-Beerdigungslimousine befördert. Diese kann lavendelblau, cremefarben oder hellgrün sein - alles, nur nicht schwarz. Selbstverständlich ist auch das Innere in entsprechenden Farben gehalten, »dem Menschen zuliebe, der bis zuletzt nach vollendetem Geschmack strebt«. Am Grabe angekommen, wird der Sarg in die Erde gesenkt. Diese Handlung... wird heute durch einen patentierten Senkapparat ausgeführt. Eine künstliche Grasmatte, Marke Immergrün liegt bereit, um die nackte Erde zu verbergen, und über den Köpfen ist ein tragbares steriles Kapellen-Zelt ausgespannt (widersteht der sengenden Hitze und Feuchte des Sommers wie den tobenden Winterstürmen... liefert in Silbergrau, Rosa oder Grün).

Der feierliche Augenblick ist gekommen, in dem Erde auf den Sarg gestreut wird. Der Geistliche spricht die feierlichen Worte: »Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub.« Zum Streuen genügt eine »knappe Handbewegung mit dem feuchtigkeits-sicheren Gordon-Erdstreuer. Kein Bücken mehr... keine schmutzigen Finger. Einfach, würdig, schön, ehrfurchtgebietend. Die moderne Art! Der Gordon-Erdstreuer... ist nicht nur ansprechend für das Auge und dauerhafte, sondern auch vorzüglich »als Geschenkartikel für Public-Relations-Zwecke geeignet, zum Beispiel als passendes nichtkommerzielles Geschenk für den Geistlichen.« Seine Form erinnert an einen Salzstreuer. - S. 79/80.



Der Verkaufsplan der Särge soll eher subtil als auf Druck angelegt sein. Der allzu offensichtlich harte Kurs wird von modernen Vertretern der Beerdigungsindustrie als unzeitgemäss und negativ in seinen Auswirkungen abgelehnt... Dennoch darf nichts dem Zufall überlassen werden. - Seite 18/19.

Damen ist die »neue Bühn-Form, post mortem Form-Erneuerer...« - Seite 57.

... der Beerdigungsunternehmer soll das Eisen schmieden, solange es noch warm ist, sonst ist sein Geschäft buchstäblich ein für allemal dahin. Die einzige Ausnahme deuten die Clark-Metall-Gruf-Leute dezent an, wenn sie in ihrer Reklame den verblüffenden Gedanken äussern: »Wiederausgraben - selten, aber lohnend. Es muss kein Problem sein. Macht mehrere Abschlüsse möglich...« - Seite 35.

Der neue Sargstil bewegt sich vom klassischen Sarg (mit Ornamenten im »Urn-Stil«) über den kolonialen und französisch-ländlichen zum futuristischen, in die Zukunft weisenden »Transsarg«... Gegenwärtig steht das patriotische Genre hoch im Kurs... Für häusliche Menschen, die weder rauh noch elegant sind, aber soliden Komfort lieben, konnte Major-Sarg + Co. kürzlich bekanntgeben, dass die Metall-särge der Firma in der mittleren Preisklasse nunmehr mit... »neinem verstellbaren Weichschaumbett« ausgestattet seien. »Verwendet wird ein erstklassiger Matratzenstoff. Eine patentierte Vorrichtung sorgt für vertikale Einstellung ohne Knarren.« - Seiten 58 und 59.

Die Zeichnungen sind entnommen dem Diogenes-Tabu »Transforax«, »Idyllen von Paul Florac. Diogenes-Verlag, Zürich.

Die erläuterten Texte stammen aus dem Bericht Jessica Mitfords über die US-Bestattungsindustrie: Jessica Mitford, »Der Tod als Geschäft« (The American Way of Death).

kaum zu glauben ...



... dass man in der MIGROS neben dem Proviant fürs nächste Ski-Weekend (oder Skibob-Weekend) gleich auch einen robusten Skibob einkaufen (oder auch nur bestaunen) kann! Und wer weiss — dieses neue Wintersportgerät könnte auch Ihnen auf den weissen Pisten ganz neue Wintersportfreuden bringen. Skifahren kann dabei immer noch Ihr Lieblingssport bleiben. Doch den Skibob «Gigant» sollten Sie in den MIGROS-Märkten Herdern, Limmatplatz, Bauhof-Oerlikon, Stadelhofen, Löwenstrasse, Seebach, Schlieren-Kesslerplatz oder Horgen-Schinnenhof einmal ansehen.

## Skibob «Gigant»

in verchromter Ganzstahlkonstruktion aus nahtlosen Präzisionsrohren, Lenker abnehmbar, Sitzhöhe verstellbar, Lenk- u. Fuss-Skis (4fach verleimt), Stahlkanten

**Bob inkl. 2 Fuss-Skis 245.—**

(Auch hier gilt: Qualität vergleichen und vom MIGROS-Preis profitieren!)

# MIGROS MÄRKTE

Fortsetzung von Seite 9

Damit ist bewiesen, dass die Behörden die vom Fakultätsausschuss erhobene Forderung nach Koordination einer solchen Regelung an allen deutschschweizerischen Universitäten als gerechtfertigt ansehen und im Begriff sind, damit einen der wesentlichsten Punkte unseres »nicht konstruktiven Beitrags« — ob mit oder ohne Unterstützung der Fakultät — zu erfüllen. Schon im nächsten Absatz wird diese von Behörden und Studenten als wichtig anerkannte Voraussetzung der Koordination wieder als bedeutungslos hingestellt. Die Befürchtung, dass das obligatorische Lizentiat in Zürich ohne Koordination zu einer Benachteiligung der Zürcher Studenten führe, gehe von »irrigen Voraussetzungen« aus. Wir hätten übersehen, so schreibt Dekan Keller, »dass an den Philosophischen Fakultäten I dieser beiden Universitäten (Bern und Basel) die von den Studierenden gern und häufig benützte Möglichkeit eines Staatsexamens ohne Doktorat besteht«. Dass diese Möglichkeit besteht, wurde nie bestritten und auch nicht übersehen, ebenso, dass sie möglicherweise etwas häufiger benützt wird als das kaum benützte Zürcher Lizentiat. Dennoch zeigt die Bemühung der Zürcher Erziehungsbehörden, dass sie ohne Angleichung der Berner und Basler Studienordnungen die Zürcher Neuregelung als benachteiligend betrachten.

Nach Dekan Keller hat der Fakultätsausschuss ferner übersehen, dass die Fakultät das geplante Obligatorium des Lizentiats nie als die allein notwendige Reform des Studiums betrachtete, sondern auch andere Massnahmen zum gleichen Zweck getroffen hat: Vermehrung des Lehrkörpers, Beizug der Assistenten zum Unterricht, Zwischenprüfungen, Aufteilung von Proseminarien und Seminaren. Die Frage ist nur: Genügen diese Massnahmen? Zum Schluss erklärt der Dekan, dass er vorläufig auf eine weitere schriftliche Ausein-

dersetzung verzichten wolle: »Aus den angegebenen Gründen scheint mir eine schriftliche Auseinandersetzung mit den von Ihnen auswahlsweise vorgebrachten Einwendungen nicht sinnvoll.«

Soweit der Brief von Dekan Keller. Ob seine Art der Austellung von Zensuren in einem Schreiben, das allerdings nur »auswahlsweise« auf die Argumente der Studenten eingeht, gerechtfertigt und taktisch klug war, sei dem Urteil des Lesers überlassen.

### Zwischenbilanz

Trotz den neuerlichen Verlautbarungen der Fakultät zur Frage des obligatorischen Lizentiats bestehen die von verschiedenen Seiten vorgebrachten Bedenken und Einwände weiter. Es ist nicht zu erwarten — und auch nicht zu hoffen —, dass der Regierungsrat die Anträge der Fakultät ohne weiteres genehmigt. Jedenfalls sollten die Koordinationsbemühungen der Erziehungsbehörden vorher zu einem befriedigenden Resultat geführt haben. Ausserdem sollte von der Fakultät eine verbindliche Zusage darüber erreicht werden, in welchem Sinn sie das Reglement über die Lizentiatsprüfung und die Promotionsordnung zu handhaben gedenkt.

Inzwischen hätte die Fakultät Zeit, mit ihrer Beteuerung, dass sie die Aenderung der Examensordnung nicht als einzige Reformmassnahme des Studiums betrachtet, in vermehrtem Mass ernst zu machen. Eine Diskussion um eine solche Studienreform darf nicht allein von den Studenten ausgehen. Impulse, Verbesserungen und Experimente zur Erforschung neuer Möglichkeiten des Vorlesungs- und Seminarbetriebs müssten auch von der Fakultät her kommen. Das Uebermass an rezeptiver Tätigkeit des heutigen Studenten ist offensichtlich, der Ruf nach aktiver Teilnahme im Rahmen des Lehrbetriebs, nach zeitgemässeren Methoden ist unüberhörbar.



DEKANAT

der

Philosophischen Fakultät I  
der Universität Zürich

In vorzüglicher Hochachtung

Der Dekan:

W. Keller

(Prof. Dr. Wilhelm Keller)

## Wichtiger als die direkte Demokratie ist die Zukunft

Jede politische Ordnung bedarf der Entscheidung. In einer Demokratie werden diese Entscheidungen durch Mehrheitsbeschlüsse getroffen. Das Prinzip der Mehrheitsentscheidung beruht auf dem Glauben an die Vernunft des Menschen, an seine Fähigkeit, kraft dieser Vernunft das Richtige oder vielmehr das Bessere zu wählen. Die Verantwortung jedes einzelnen Bürgers wird umso grösser sein, je mehr von den Beschlüssen, besonders von weittragenden Sachentscheidungen abhängt. Verantwortung haben die Bürger vor allem aber gegenüber der Zukunft der kommenden Generationen.

Wenn für eine Gemeinschaft die Aufgaben so komplex und unübersichtlich, die Folgen einer Nichtbewältigung so unabsehbar werden, dass die Entscheidungskompetenz des einzelnen überfordert wird, dass er nicht mehr in der Lage ist, richtig zu entscheiden, so versagt nicht der einzelne Bürger, der entweder der Urne fernbleibt oder aber auf Grund von Ressentiments »stimmt«, sondern es versagt viel eher das System, das ihn überfordert: in unserem Fall die »direkte Demokratie«.

Können wir denn bei der Mehrzahl der Bürger ein solches Mass an Einsicht, an Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen und zu planen, voraussetzen? Es dürfte kaum der Fall sein, besonders wenn man bedenkt, dass bei uns im allgemeinen Aufgaben erst als solche erkannt und vor allem anerkannt werden, wenn sie uns bereits über den Kopf wachsen.

Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Zürich eine Universität (für die Zukunft) geplant, vom Volk genehmigt und anschliessend gebaut. Die Studentenzahlen entsprachen in der Folge mit einer Verschiebung von ca. 20 Jahren

ungefähr den Geburtszahlen des Einzugsgebietes. Die hohen Geburtenzahlen der Jahre am Ende des Zweiten Weltkrieges hätten den Anstoss geben sollen, an eine Erweiterung der bestehenden Universität zu gehen. Was hat man getan? Nichts. Kurz darauf begann von allen Seiten her ein Ruf nach akademischem Nachwuchs. Dieses Ruf wurde immer intensiver. Was hat man nun? Man förderte — und das war an sich richtig — das Mittelschulstudium, man baute neue Mittelschulen (z. B. Wetzikon), um die sog. Begabtenreserven entlegener Gebiete zu mobilisieren. Warum hat man aber nicht in gleichem Mass an die Erweiterung der Hochschulen gedacht? Heute, wo die Absolventen der Mittelschulen kommen, um an der Universität zu studieren, haben sie keinen Platz. Was sie vorfinden, sind lange Wartelisten für Praktika etc., und was noch schlimmer ist: es ist kein Ende dieser Situation abzusehen. Das Chaos steht vor der Tür, es muss etwas getan werden, ja es muss sehr viel getan werden! Wird aber ein Kredit für den Neubau der Universität eine Volksabstimmung passieren? Ein Kredit in der Höhe, wie er sich präsentieren wird? Die Erfahrungen der näheren Vergangenheit — Frauenklinik und Kantonsschule Oerlikon — lassen Böses ahnen.

Es wird also bei einer kommenden Abstimmung nicht nur darum gehen, zum Kredit ja oder nein zu sagen, und für die Zürcher Hochschule nicht nur um »Sein« oder »Nichtsein«, sondern auch darum: Ist die direkte Demokratie den Anforderungen der heutigen Zeit überhaupt noch gewachsen? Das Abstimmungsresultat wird die Antwort sein.

Otmär Jakob

## Nestroy Quodlibet

im Theater an der Winkelwiese

Wer ist Nestroy? – Wohl die wenigsten kennen den Dichter Nestroy. Er gehört nicht zur Schullektüre, da er angeblich nicht klassisch ist. Und doch spielt man ihn nach 150 Jahren noch immer. Warum?

Weil es wenige Theaterfachleute gibt, die sich die Mühe nehmen, das umfangreiche Werk von Johann Nepomuk Nestroy (geb. 1801 in Wien, gest. 1862 in Graz) zu durchstöbern.

Seine 83 Stücke sind durch Witz und Phantasie geprägt. Nebst dem Schreiben spielte er selbst. Die Art, wie er typische Rollen der Wiener Volkskomödie spielte, erregte schon früh Aufsehen, und zwar durch einen Zusatz von Ironie, Satire und Schärfe. Zuerst entstanden tückische Couplets, geistreiche Monologe und Aphorismen, die Nestroy später in seinen Posen verwendete. Nicht nur mit unvergesslichen Posen, sondern auch mit kritischen Parodien trifft er die Schwächen seiner Opfer; wer einmal seine Judith-Parodie gesehen hat, kann nur mit Mühe in Hebbels erster Tragödie das Lachen verbeissen.

Wer sich nun mit Nestroy befasst, wird leicht mit Freuden feststellen können, dass das übliche Bild – Nestroy als ein Wiener Volksstücke-Schreiber – gar nicht stimmt. Denn es ist entscheidend, dass sein Wirken trotz seiner schicksalsmässigen Bindung an die Wiener Volkskomödie in einer Zeit erfolgte, wo die soziologischen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaftsstruktur des Biedermeiers bereits unter den Stößen, die zur Julirevolution 1830 führten, zu erzittern begannen. Hier charakterisierte, kritisierte er. Wo er Gefahr sah, schlug er zu. Mit seiner Komödie »Freiheit in Krähwinkel« zeichnete er am schärfsten die Revolutionssituation.

Nebst dem politischen Engagement, das ihn zum Zeitdichter stempelte, war er ein giftiger Menschenkenner. Er misstraute dem Menschen! So wurden seine Stücke nicht gläubige Aussagen, sondern gleichsam listig aufgestellte Fallen, in denen die Menschen sich unweigerlich fingen und blossstellten. Ge-

rade hier verlässt der Kritiker Nestroy sein Wien, das allzusehr österreichisch ist, und zeigt seine wahre Grösse, seine Unvergänglichkeit.

Zwar nahm er sich selten die Mühe, Handlungen zu erfinden – es gibt ja schliesslich genug Literatur –, er bearbeitete fertige Stücke, meist französische, dermassen geschickt, dass sie den täuschenden Schein der Wahrheit bekamen und sich vortrefflich spielen liessen. Scheinbar nahmen sich seine Gestalten ganz natürlich, in Wahrheit aber zapelten sie im Netzwerk einer raffinierten Dialogführung. Ein verwirrendes Spiel. Scharfgeschliffene Witzworte, die sich in das Gedächtnis einbohren, sorgen dafür, dass niemand das Erlebnis vergisst. Heute!

Dies erfasste Maria von Ostfelden, als sie sich entschloss, in ihrem Theater Nestroy zu spielen. So sagt sie: »Die Probleme, die er anschnieidet, gelten heute noch: die Freiheit, die Ungleichheit der Menschen, das unumstössliche Naturgesetz und Gott – die ewigen und die kleinsten Dinge nimmt er zum Anlass seines grotesken und tiefsten Spiels. Nestroys Sprache ist von ausgeprägter Klarheit und Präzision, seine Komik von treffender Schlagkraft und bitterer Wahrheit. Mit unserm Quodlibet wollen wir die Essenz seines künstlerischen Willens, seiner meisterhaften Gestaltung und der prophetischen Weitsicht, die sein Werk aktuell und zeitlos machen, zur Darstellung bringen.«

Jetzt haben wir die Gelegenheit, einerseits den »Talismann« im Schauspielhaus, andererseits ein »Quodlibet« im Theater an der Winkelwiese zu sehen. Maria von Ostfelden hat sich das Experiment zur Hauptaufgabe gemacht, und so bringt sie uns mit strafregie den Satiriker Nestroy nahe.

Wirklich ein unvergessliches Ereignis. Dies haben wir aber ebenso den drei Darstellern Peter Schweiger, Diethelm Stix und Liselotte Zinder zu verdanken.

Und ich kann nur sagen: Man sollte Nestroy viel mehr spielen. Er hat uns noch viel zu schenken. **bas**



Ein dreibeiniges Klapperpferd auf einem zweirädrigen Gullenwagen über die eigene Gulle rumpelnd; aufsitzen Annebäbi und Hansjoggi. Soweit die Bildbeschreibung. Und die Interpretation? Gedanken an Albert Bitzius, unseren Emmentaler Weltliteraturproduzenten, drängen sich auf, Gedanken an eine aus Gullen, Wyben und Sterben bestehende Existenz.

»Bitzius frischer denn jek, überlegten wir uns, als wir das Bild druckwürdig befanden, denn Annebäbi güllt weiter – wenn auch in Pop, und dass Gulle schon stank, als die Welt noch kleiner war, darüber möge sich der landlebenbegierige Literat keine Illusionen machen. Gülle eh und je. Bitzius wünscht gute Fahrt

IM NEUEN JAHR

Die Redaktion

## PSSSSST! Quartiergespräch

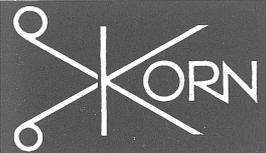
Bügelfreie Hemden, reine Baumwolle

Fr. 14.50

Blue Jeans, 13 3/4 Oz.

Fr. 19.—

Eilen Sie schnell zu



8006 Zürich  
Sonneggstrasse 21, Tel. (051) 47 34 54

## Minderheiten

Von Guiu Sobiela

Am 27. November 1967 veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen einen Gesprächsabend über europäische Sprach- und Volksminderheiten unter der Leitung von Prof. Dr. Herbert Lüthy. Teilnehmer waren:

- für Südtirol: Bürgermeister Dr. Valerius Dejacco, Brixen;
- für Jura: Mittelschullehrer François Hublard, Basel;
- für Bessarabien/Moldau: Mittelschullehrer René Staeger, Zürich;
- für Katalonien: der Verfasser dieses Berichts.

Vor beinahe zweihundert Anwesenden berichtete jeder Teilnehmer über seine Heimat als Sprach- und Volksminderheit. Im folgenden wird über drei Vorträge und die anschliessende Diskussion berichtet. (Da die Jurafraße bereits bekannt ist, sehe ich davon ab, F. Hublards Ausführungen zusammenzufassen, zumal es sich für einen Ausländer nicht ziemt, sich in die Angelegenheiten des Gastlandes einzumischen.)

### Südtirol

Da es weder von Nord- noch von Osttirol durch namhafte Hindernisse getrennt ist, bildeten diese drei Gebiete vom Mittelalter bis 1919 eine Grafschaft mit eigenen Landesfreiheiten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Tirol geteilt, wobei sich Italien den südlichen Teil einverleibte. Für die nicht Italienisch sprechenden Gebiete des Königreichs bedeutete dann der Faschismus Zwangsitalianisierung und Schreckensherrschaft. Schulen, Behörden, Kommunikationsmittel, selbst die Kirche musste sich der Staatssprache bedienen. Die italienische Unterwanderung wurde staatlich gefördert. Alle, die amtlicher Willkür trotzten, wurden zu langen Gefängnis- oder Verbannungsstrafen verurteilt. Als Italien nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Rechtsstaat wurde, atmeten die Südtiroler auf, zumal de Gasperi 1947 sich verpflichtete, Südtirol zur Bewahrung seiner Eigenart Selbstständigkeit zu gewähren. Jedoch umfasste das Gebiet, das die versprochene Selbstverwaltung erhielt, auch das italienische Trentino, so dass die Deutschsprachigen wiederum in der Minderheit waren. Seitdem verfiel die »Südtiroler Volkspartei, die den Grossteil der einheimischen Be-

völkerung vertritt, die Selbstständigkeit des Landes innerhalb des italienischen Staatsverbands. Verhandlungen darüber sind bereits weit fortgeschritten. Ueber die Aussichten sowohl dieser Bestrebungen wie auch der Erhaltung des Südtiroler Volkstums erklärte sich Bürgermeister Dr. Dejacco voll Zuversicht.

### Katalonien

Nach dem oben geschilderten faschistischen Muster ging die spanische Zentralregierung nach dem Bürgerkrieg auch gegen Basken und Katalanen vor. Katalonien ist nicht nur das eigentliche Katalonien, sondern auch das Gebiet Valencia und die Balearen. Spanisch herrscht als Amts- und Unterrichtssprache völlig vor, während keine katalanische Tages- und nur eine sehr mittelmässige Wochenzeitung (für über sechs Millionen Leute!) erscheinen darf. Rundfunk und Fernsehen strahlen jeweils nur eine wöchentliche Sendung in Katalanisch aus. Erzbischöfe und Bischöfe sind vom Staatsoberhaupt ernannt und somit meistens landfremd und regierungsstreu. Nicht nur kulturell und sprachlich, auch wirtschaftlich sind beide Sprachgebiete unterdrückt. Die meisten katalanischen und baskischen Steuergelder werden im übrigen Spanien ausgegeben, das seit etwa zwei Jahrhunderten unterentwickelt ist. Dennoch die Kluft zwischen entwickelten und unterentwickelten Gebieten wird immer tiefer; immer mehr werden sich beide Völkerschaften vom rückständigen, herrischen Spanien ab und dem freiheitlichen Europa zu. Hinsichtlich Französisch-Katalonien wurde ich gefragt, ob Frankreich für seine eigenen Sprachminderheiten ebenso liebevolle Sorge wie für die ausländischen. Diese Frage musste ich verneinen – hélas!

### Bessarabien/Moldau

Dieses rumänischsprachige Gebiet, das an Staatsrumänien grenzt, wurde

während des Zweiten Weltkriegs Rumänien entrissen und der Sowjetunion einverleibt, wo es seither die Moldauische SSR (Hauptstadt Chisinau-Kischinev) bildet. Dem Schein nach ein Bundesstaat, weist die UdSSR eine überwiegende grossrussische Mehrheit auf, was schon genügen würde, um jeden echten Föderalismus zu verunmöglichen, zumal die grossrussische Unterwanderung gefördert und manches Amt von einem Landfremden besetzt wird. Was die Moldauische SSR betrifft, so hat Moskau nicht nur zahlreiche Einheimische bis nach Sowjetasien zwangsumgesiedelt, sondern auch der rumänischen Landessprache die kyrillische Schrift und die Bezeichnung »Moldauisch« aufgezwungen.

### Schlussbemerkungen

Warum überhaupt der Kampf von Volks- und Sprachminderheiten um ihre Eigenständigkeit? Bei den iberischen und osteuropäischen Beispielen würde man zur Annahme kommen, dass daran die unfreiheitliche Regierungsform schuld ist. Dennoch weisen die Schweiz und Grossbritannien ähnliche Fälle auf: Sowohl im Jura wie auch in Wales und selbst in Schottland verfügen die Verfechter der Selbstständigkeit über eine beträchtliche Zahl Anhänger. Wer als einzelner, freier Mensch sich einer Gemeinschaft zugehörig fühlt, erstrebt auch die Selbstständigkeit seiner Gemeinschaft, indem vor der zunehmenden Staatsraums die Eigenart seiner kleineren Gemeinschaft bewahrt bleibt. (Der zunehmende bretonische Nationalismus in der französischsprachigen Ost Bretagne beweist übrigens, dass ein solches Gruppenbewusstsein sich nicht nur auf die Sprache gründet.) Immer deutlicher, auch in politischer Hinsicht, zeigt sich, dass Menschen zunächst des kleineren, übersichtlichen Rahmens bedürfen, um einen grösseren Raum umfassen zu können.

## stadthof 11

Im Rahmen der kulturellen Veranstaltungen der Verwaltungsabteilung des Stadpräsidenten  
Dienstag und Donnerstag, 23. u. 25. Januar, 20.15 Uhr

## Gala Choréographique

Choreographien von Michel Descombey, Ballettdirektor der Grand Opéra de Paris mit  
Martine Parmain  
J. P. Franchetti  
Solisten der Grand Opéra de Paris

## Ballett

Uraufführungen von B. Britten und B. Bartok mit  
Vera Pasztor  
Ernö Vashegyi  
Edi-Baur-Produktion

Für ermässigte Preise:  
Zentralstelle d. Studentenschaft  
Papeterie Künstlergasse 15



Die Studentenschaft organisiert im Theater am Hechtplatz Spezialvorstellung für Studenten am Dienstag, 23. Jan., 20.30 Uhr

Franz Hohler mit seinem neuen Programm

## DIE SPARHARFE

Eintritt Fr. 3.30 bis 7.70  
Vorverkauf:  
Zentralstelle, Studentenschaft und VSETH

**ex libris**  
Bücher  
Platten  
Plattenspieler

in Zürich  
City: St. Peterstrasse 1  
Oerlikon: Schaffhauserstr. 359  
Altstetten: Badenerstrasse 697

# Die politische Aufgabe des Schriftstellers

Diskussion am runden Tisch

Das Publikum ist eingeladen, mitzudiskutieren

Es sprechen: **Hugo Loetscher**

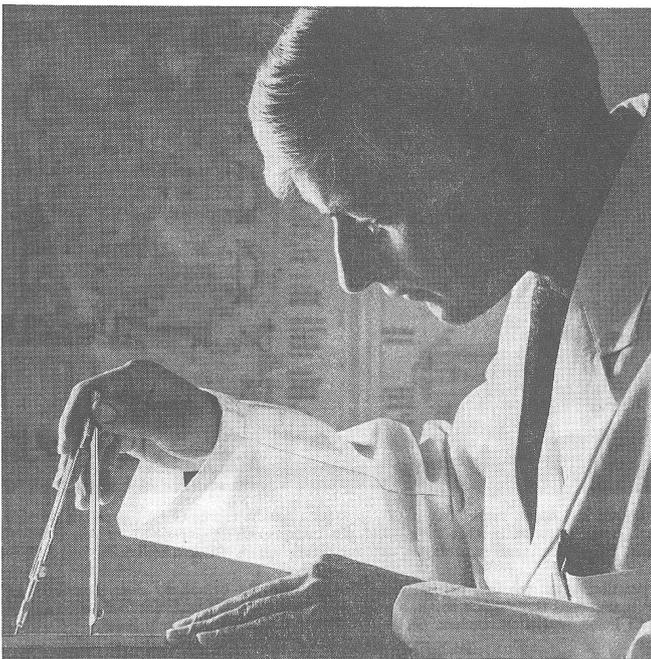
**Joerg Steiner**

**Otto Steiger**

**Ernst Vollenweider**

**Montag, 29. Januar 1968, 20.00 Uhr, im Saal des Tea-Room »Schweighof«**  
Schweighofstrasse 232, Bus Nr. 32, Haltestelle Friesenberg

**SP 3**

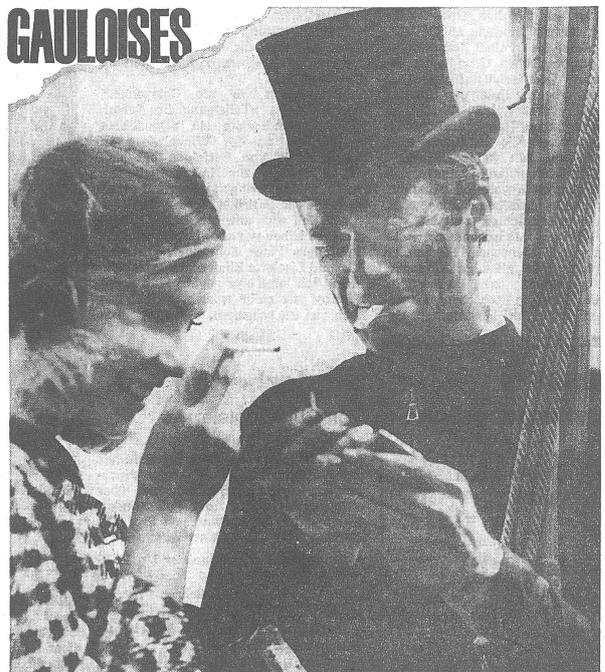


**Entwicklung** wird heute in der Industrie gross geschrieben, auch in der Oerlikon-Bührle-Gruppe. Intensive Entwicklungstätigkeit bildet die Grundlage unserer Unternehmen auf den Gebieten des Maschinen- und Waffenbaus, der Elektronik, der Schweisstechnik, der Hochvakuum- und Kerntechnik, des Flugzeugbaus und der Textilindustrie. Millionen von Schweizer Franken werden Jahr für Jahr für diese Entwicklungsarbeiten eingesetzt. Diese Summen sind heute notwendig, denn unsere Industriegruppe arbeitet für den Export. Exportieren heisst: Spitzenprodukte produzieren, technisch up to date sein, entwickeln.

Oerlikon-Bührle Zürich

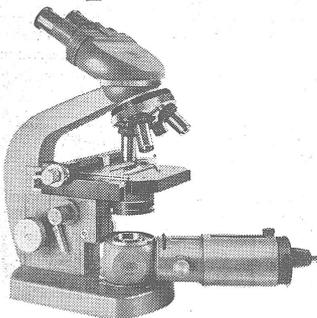
D-177

**GAULOISES**



**Sind sie der Gauloises Typ?**

## Olympus -Mikroskope seit 1919!



### Olympus -MIKROSKOP, Mod.EC-BI

binokular mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokulartubus 1:1, Kondensor N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar, plan 10x, mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenmuscheln und **Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30W**, inklusive 3 Birnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto  
nur Fr.1649.-

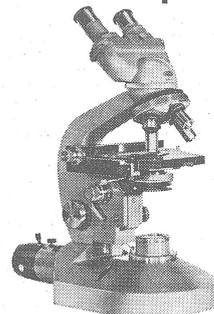
**5 Jahre Fabrikgarantie**

**Sofort ab Lager lieferbar**

**Erhältlich bei der Zentralstelle der Studentenschaft.**

**WEIDMANN+SOHN Abteilung Präzisions-Instrumente, Gustav-Maurerstrasse 9 8702 Zollikon Telephone 05165 4800 (6 Linien)**  
(Nichtmotorisierte Studenten können, nach Vereinbarung, in Gruppen oder einzeln an der Universität abgeholt werden)

## Spezialofferte an Studenten



### Olympus -Forschungs-Mikroskop Mod. EHC-BI.

binokular, StativeH mit 5er Revolver, mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokular-Tubus 1:1, Kondensor zentrierbar N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar Weitwinkel WF 10x (Grossfeld), mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenmuscheln, im Sockel eingebaute **Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30 W**, inklusive 3 Spezialbirnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto  
nur Fr.1800.-

# wissenschaft und forschung

## Beeinflusst die moderne Zivilisation die menschlichen Erbeigenschaften?

Von PD Dr. W. Schmid, Universitäts-Kinderklinik Zürich

*mo* – Werden die Menschen der Zukunft Produkte unserer Zivilisation sein, oder, anders ausgedrückt, greift die Zivilisation in die natürliche evolutionäre Entwicklung des Menschen ein? – Die Frage bringt die verbreitete Sorge um die Erbeigenschaften unserer Art zum Ausdruck; sie muss in jeder gedanklichen Auseinandersetzung mit der ferneren Zukunft enthalten sein. Der folgende Beitrag gibt eine kurz-

gefasste Uebersicht über das Problem; er schliesst unsere Trilogie über grundsätzliche, für die Zukunft der Menschheit entscheidende Probleme ab, in deren Rahmen bisher den Fragen nach dem Gleichgewicht zwischen Natur und Technik sowie nach den Einflüssen der Zivilisation auf die geistige Substanz des Menschen nachgegangen wurde.

Warum die Frage gestellt wird, ist – wenigstens in groben Zügen – klar: Man weiss um die Vermehrung der genetischen Mutationen durch die zusätzliche Strahlenbelastung des Atomzeitalters, durch Chemikalien, Pharmazeutika, Genussmittel sowie durch die zunehmende Luft- und Gewässerverschmutzung. Dazu kommen das Nachlassen des Selektionsdruckes infolge hygienischer und medizinischer Massnahmen, das Fehlen eugenischer Eingriffe, die Probleme der Rassenvermischung und die Aggravierung all dieser Faktoren durch die Unwissenheit des breiten Publikums selbst über die einfachen Regeln der Vererbung.

Beginnen wir beim letzten Punkt: Es ist im heutigen Zeitalter schlechthin erschütternd zu sehen, wie wenig selbst die meisten nicht spezialisierten Akademiker über die Vererbung wissen; dabei sind die Grundregeln ohne weiteres für einen Sekundarschüler fassbar, und auch die neuesten Erkenntnisse der molekularen Genetik wären von der Mittelschulstufe an jedermann mit Leichtigkeit zugänglich. Es gibt zwei Hauptgründe, die für den Mangel an genetischem Wissen verantwortlich sind: Einmal haben auch auf diesem Gebiet die raschen Entwicklungen der Wissenschaft bestehende Lehrpläne der Schulen einfach überrannt. Dann kommt etwas hinzu, das schon viele Genetiker erfahren mussten und das z. B. Haldane deutlich formuliert hat: Aus verschiedenen Gründen finden es Männer und Frauen viel schwieriger, die Konsequenzen der Genetik zu akzeptieren, als dies für andere Wissenschaften gilt. In erster Linie rührt dies davon her, dass die Vererbungslehre mit zwei mächtvollen Emotionen, den sexuellen und den elterlichen, in Konflikt geraten kann; dazu kommen – weniger bei uns, aber in vielen anderen Ländern – Probleme der Klassen- und Rassenstrukturen.

### Gefahr von der Technik

Angesichts der heutigen realen Bedrohung der Erbmasse durch mutagene Agenzien und in Anbetracht der zahlreichen neuen präventiven und kurativen Möglichkeiten der Medizin ist es nun aber unumgänglich geworden, dass man die Gefühlsmomente beiseite schiebt und dass sich die Schule dieser wichtigen Bildungsaufgabe annimmt. Die Vererbung ist für jeden einzelnen von uns eine Angelegenheit von vitalster Bedeutung.

Wie steht es mit der Zunahme genetischer Mutationen durch physikalische und chemische mutagene Agenzien? Die Gefährlichkeit der ionisierenden Strahlen wird heute von den verantwortlichen Organen durchwegs anerkannt, und die Strahlenschutzvorschriften werden zunehmend strenger. Die Hauptgefahr droht uns – wenigstens vorläufig – ja nicht vom radioaktiven Ausfall der wenigen noch stattfindenden Atombombenversuche, sondern von der industriellen und medizinischen Anwendung der Röntgenstrahlen und Isotope, die enorme Ausmass angenommen hat. An den Schutzvorschriften und Schutzmöglichkeiten fehlt es hier, wie gesagt, nicht. Wenn aber der Techniker, der Laborant und die Krankenschwester nichts oder zu wenig über die mutagene (und kreberzeugende) Wirkung der ionisierenden Strahlung wissen, so werden sie sich über unbenommene Sicherheitsvorschriften hinwegsetzen und sich selber und weitere Beteiligte gefährden. Deshalb ist die Vermittlung von genetischem Wissen schon auf der Schulstufe notwendig. In den Kinderspitälern sehen wir tagtäglich

missgebildete und schwer geisteschwache Kinder, bei denen wir zwar die kausale Ursache der Schädigung nicht kennen, die aber einen genetischen Schaden aufweisen von einer Art (Chromosomenstrukturanomalien, dominante Mutationen), wie ihn eine Strahlenexposition der elterlichen Keimzellen jederzeit auslösen kann.

Der theoretisch richtige Einwand, dass die induzierten Mutationen gelegentlich auch günstig sein können, ist beim Menschen nicht stichhaltig, und man kann hier Professor Vogel nur beipflichten, wenn er sagt: »Wir wären selbst dann nicht bereit, eine erhöhte Zahl von Aborten oder Totgeburten oder gar eine grössere Menge von Neugeborenen mit schweren Missbildungen und Erbfehlern in Kauf zu nehmen, wenn damit eine erhöhte Vitalität, höhere Lebensdauer, durchschnittlich grössere Intelligenz usw. der übrigen Menschheit verbunden wäre.«

Vor einigen Jahren wurde die Menschheit aufgeschreckt durch die katastrophalen Folgen der Einnahme von Thalidomid durch schwangere Frauen. Die resultierenden Missbildungen sind nicht genetischer Art, sondern Embryopathien, d. h. Einwirkungen auf den sich differenzierenden Embryo. Es wäre aber an und für sich nicht erstaunlich gewesen, wenn die Thalidomidaffäre auf chemisch induzierten Mutationen beruht hätte. Seit etwa einem Jahr gibt es Meldungen über chromosomenschädigende Wirkungen der halluzinogenen Substanz LSD. Ein Agens, das Chromosomen bricht, verursacht in der Regel auch das ganze übrige Spektrum von genetischen Mutationen, ist also überaus gefährlich. Gleichlautende Berichte über chromosombrechende Wirkung gebräuchlicher Tranquilizierern tauchten unlängst in der amerikanischen populären Presse auf. Die Bücher sind hier noch nicht geschlossen, denn die entsprechenden Anschuldigungen wurden mit einer wissenschaftlich absolut unverantwortlichen Leichtfertigkeit erhoben. In den USA wie hier werden nun aber diese Behauptungen aufs genaueste abgeklärt. Wichtig ist, dass man die Möglichkeit einer mutagenen Wirkung neuer Medikamente überhaupt in Betracht zieht und dass die pharmazeutische Industrie die notwendigen Tests vor der Freigabe neuer pharmazeutischer Produkte durchführt. Gleiche Untersuchungen wären auch notwendig für die Stoffe, die zunehmend Luft und Wasser verunreinigen, sowie für chemische Produkte, mit denen unsere Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände behandelt und »veredelt« werden.

Als mich ein Redaktor des »Zürcher student« zu diesem Artikel aufforderte, schrieb er u. a.: »Unter diesen Einflüssen der Zivilisation denke ich als Laie besonders an die durch die Medizin gestörte natürliche Selektion, an unsere (meine?) unnatürliche Lebensweise usw.« Falls der entsprechende Redaktor ein LSD-User sein sollte – man weiss das bei den heutigen Studenten ja nie –, so hat er also seine Antwort.

### Natürliche Selektion

Nun aber zur »gestörten natürlichen Selektion«. Hier sind stark verbreitete Vorurteile zu bekämpfen, wie schon aus der Rangordnung der Prioritäten des erwähnten Redaktors hervorgeht. In erster Linie denkt der Laie in diesem Zusammenhang an die stark verminderte Säuglings- und Kindersterblichkeit. Nicht wahr, früher, da räumte die Natur mit allem Schwächlichen und

Minderwertigen auf und liess nur die Starken und Gesunden zurück. War es wirklich so? Nur zum geringsten Teil. Die meisten Säuglinge und Kinder starben an Infektionskrankheiten und an Mangelernährung. Ob diese beiden Faktoren zum Tod führen oder nicht, hängt zum kleinsten Teil von der genetischen Konstitution ab, und selbst wenn es so wäre, bliebe ein grosses Fragezeichen zurück: Wozu brauchen wir heute noch die Widerstandsfähigkeit gegen Pest und Cholera? Wir bedauern es ja auch nicht, dass uns heute die Kurzsichtigen mit ihren Brillen erhalten bleiben, während sie als steinzeitliche Jäger wölfi- Hungers gestorben wären. Würden wir

PD Dr. W. Schmid, Oberarzt an der Universitäts-Kinderklinik Zürich, ist der Leiter des genetischen Forschungslaboratoriums dieser Klinik. Daneben liest er an der Universität Zürich als Privatdozent für Medizinische Genetik sowie als Lehrbeauftragter für Humangenetik. Er ist Mitglied der schweizerischen Kommission für Erbbiologie des Menschen.

mit einem Schlage die Vorteile einer hygienischen Lebensführung einbüssen, so wäre unsere Lage zweifellos schlechter als zuvor. Es gilt aber, wie Vogel sagt: »Wir passen uns auch biologisch an unsere durch die Zivilisation umgeprägte Umwelt an.« Und: »Dass unsere Existenz immer mehr auf von uns selbst künstlich geschaffenen Voraussetzungen beruht, die durch menschliche Unvernunft leicht und auf immer zerstört werden können, und dass unser Weiterleben mehr und mehr nicht auf unsere Triebe, sondern auf unsere Vernunft gestellt ist, das ist zweifellos ein ernstes Problem. Es geht aber über den Rahmen der humangenetischen und eugenischen Diskussion hinaus.«

Verschiedene Erbkrankheiten, die früher tödlich verliefen, bevor sich ihre Träger vermehren konnten, können heute von der Medizin so behandelt werden, dass ihre Träger eine Familie gründen können. Eine gewisse Vermehrung der verantwortlichen mutierten Gene wird daher eintreten. Bei den klassischen Erbkrankheiten, die durch eine Mutation an einem einzigen Genlocus bedingt sind, wird sich diese Vermehrung pathologischer Gene sehr langsam abwickeln. Die Verdoppelung der Häufigkeit gewisser Stoffwechselerkrankheiten, die heute in medizinischen Kreisen grosse Aufmerksamkeit beanspruchen, wird theoretisch mehrere tausend Jahre beanspruchen. Als Beispiel sei hier die Phenylketonurie angeführt. Seit etwa zwei Jahren werden im Kanton Zürich – und demnächst in der ganzen Schweiz – alle Neugeborenen auf diese seltene Stoffwechselerkrankung getestet. Vorausgegangen Untersuchungen in anderen Ländern haben ergeben, dass durchschnittlich eines von zehntausend Kindern die Krankheit aufweist. Diese wird rezessiv vererbt, d. h. beide Eltern sind völlig gesund, ein Viertel ihrer Nachkommen ist jedoch homozygot für das pathologische Gen. Unbehandelt führt das Erbleiden zur Idiotie. Werden die Kinder aber von Geburt an mit einer Kost aufgezogen, die arm ist an der Aminosäure Phenylalanin, so entwickeln sie sich normal, und man rech- net damit, dass sie einmal normal erwerbsfähig sein werden. Durch den Test bei allen Neugeborenen und die Spezialdiät bei den Kranken spart sich die Gesellschaft die lebenslänglichen Internierungskosten für die Phenylketonuriker. Nun kommt aber sofort die Frage: Wenn sich diese Erbkranken nun auch noch zu vermehren beginnen,

werden wir da nicht überschwemmt mit diesen Genen? Zahlenmässig sieht die Sache, etwas vereinfacht, folgendermassen aus: In einer Bevölkerungsgruppe von 1 Million Leuten leben 100 Phenylketonuriker. Unter der gleichen Million leben 20 000 Heterozygote für das Phenylketonurie-Gen (jeder fünfzigste Einwohner!). Durch die Diät bleiben nun zusätzlich jedes Jahr vier weitere Gene erhalten, die sich früher nicht fortgepflanzt hätten. Zum Genpool von 20 000 Genen stossen also in tausend Jahren noch etwas über 4000 neue Gene hinzu. Die Häufigkeit der Homozygoten steigt um ungefähr ein Drittel an. Nun kommen aber noch die Wenn und Aber: Erstens wissen wir vorläufig noch nicht, ob sich die Homozygoten unter der Diät so gut entwickeln werden, dass sie tatsächlich die gleichen Fortpflanzungschancen haben wie die Durchschnittsbevölkerung. Bleiben sie aber kinderlos, so sterben ihre Gene immer noch aus. Sind sie sozial so gut adaptiert, dass sie die gleichen Fortpflanzungschancen haben, dann kann man die Phenylketonurie auch nicht mehr als etwas Schlimmes betrachten. Die andere grosse Unbekannte in der Rechnung sind die 20 000 Heterozygoten. Wenn diese infolge ihres Gens für die Phenylketonurie nur einen ganz geringen Fortpflanzungsvorteil oder -nachteil haben – was wir

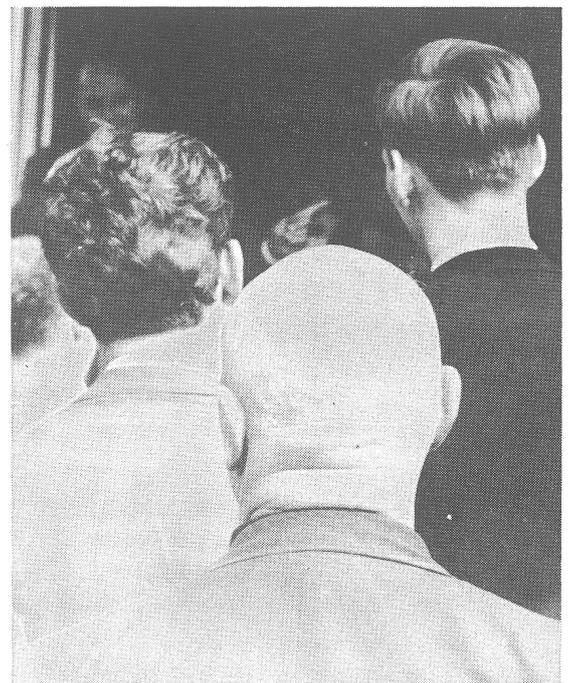
kurz vor seinem Tode, zum Gaudium der Teilnehmer des 11. Internationalen Genetikongresses über die Häophilie gesagt hat: »What is the function of the gene for haemophilia? Today we say that it fails to perform a normal and necessary function. A thousand years hence our descendants may say: The function of this gene is to prevent the blood from clotting rapidly. This causes some inconvenience in the first century of a human life, but is most valuable as soon as one is fitted with an artificial heart, as most people are before the age of a hundred and fifty?«

### Häufigere Erbkrankheiten

Schwerer ins Gewicht als die seltenen klassischen Erbkrankheiten fallen vor allem zwei relativ häufige Erbkrankheiten: die Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus), und die Schizophrenie. Beim Diabetes können heute die meisten und bei der Schizophrenie viele so gut behandelt werden, dass sie als sozial ge- handelt betrachtet werden können. Das hat zur Folge, dass sie sich vermehrt fortpflanzen können. Wie sich dies auswirken wird, ist unmöglich vorauszusagen, da diese beiden Krankheiten anders vererbt werden als die bisher erwähnten klassischen Erbkrankheiten. Es handelt sich um multifaktorielle Vererbung mit Schwellenwert-Effekt; d. h. es braucht die Mitwirkung zahlreicher Gene und dazu noch auslösende äussere Faktoren: beim Diabetes die Ernährungsform, bei der Schizophrenie noch unbekannte, vielleicht psychologische Momente. Die Faktoren, die einer Zunahme der Diabetes- und Schizophreniefälle entgegenwirken werden, sind u. a. folgende: Veränderte, moderne Umweltfaktoren können die Schwellenwerte hinaufsetzen. Sollten die beiden Krankheiten zunehmend schwere soziale Probleme verursachen, so darf mit Gewissheit angenommen werden, dass in einer genetisch aufgeklärten Gesellschaft die Heirats- und Fortpflanzungschancen der betroffenen Individuen von selbst wieder abnehmen, wenigstens solange diese Krankheiten noch den Geldsackel der individuellen Sippen belasten.

Etwas, das die Eugeniker vergangener Jahrzehnte stark beschäftigt hat, war die Fruchtbarkeitsdifferenzierung zwischen den Sozialschichten wie zwischen den verschiedenen Intelligenzstufen. Je dümmere, umso mehr Kinder, hiess es, und man befürchtete ein Absinken der allgemeinen Intelligenz.

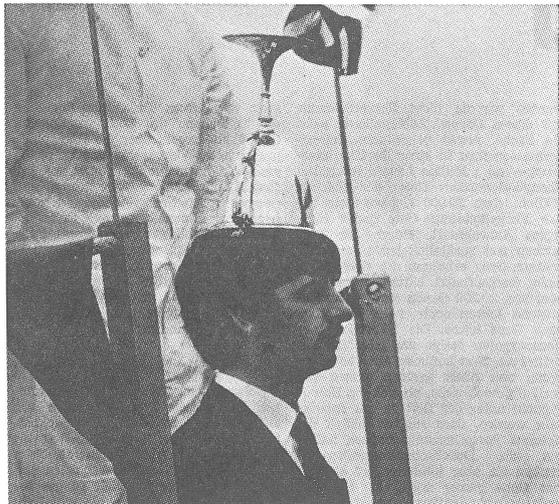
Fortsetzung Seite 23



Vererbung: jedem eine Angelegenheit von vitalster Bedeutung

# Hülle, wo bleibt dein Sieg?

Von Robert Treichler



Ist der Unsinn lustig? Illustrationen zu den Beatles- und Rolling-Stones-Platten.



»Ich schenke dir eine Schallplatte. Aber sie ist verpackt wie eine Angelrute.« Ein stehender Familienscherz an Weihnachten bei uns. Bei den Beatles ist's ähnlich. Es ist verpackt als Bilderbuch-cum-Fan-Photo-Album-cum-Comic-Strip-Heftlich-cum-TV-Programm-cum-Libretto. Aber es ist eine Schallplatte drin.

Es sind, genauer gesagt, zwei Singles: der Soundtrack zum Beatles-TV-Film »Magical Mystery Tour«. Die Luxushülle dazu ist die jüngste Eskalation im Kampf der Beatles um Originalität.

»So may I introduce to you / Sgt. Pepper' Lonely Hearts Club Band« - damit hat im vergangenen Frühjahr alles begonnen. Der Umschlag der Beatles-Longplay zeigte ein Color-Collage aus acht Beatles - vier echte in Uniform, vier aus Mme Tussauds' Wachsfigurenkabinett - und fünf Dutzend anderer Prominenten von Marx bis Marilyn Monroe.

Beigedruckt waren die Texte sämtlicher Songs, beigegeben war in der einen Tasche der Doppelhülle ein Schnittmuster für Sgt. Peppers Uniform. In der andern Tasche steckte die Zugabe: eine Langspielplatte.

Die Meistersinger des Beat geben nicht nur in der Pop-Musik den Ton an, auch in der Präsentation.

So reicherten die Rolling-Stones, der Beatles beste Freunde und beste Nachfolger, nicht nur ihren Sound mit elektronischen Effekten, mit Surrealistischem und Orientalischem an. Sondern: Die Hülle ihrer neuesten Longplay, »The Satanic Majesties Request«, schlägt auch den Sergeanten Pepper aus dem Felde.

»The Stones request the pleasure of your company mit einer Plattentasche, drauf ihr dreidimensionales Porträt in »tutti-frutti-colors« (Newsweek) funkt. Wer das farbige Vexierbild bewegt, sieht die fünf »Edelsteine« (Bravo) sich gegenseitig zunichten. Tip: Schauen Sie nur mit einem Auge hin. Dann erkennen Sie vielleicht auch die Beatles, die ins Blumen- und Früchte-Dekor eingestreut sind. Mit den Beatles-Porträts revanchieren sich die Stones offenbar dafür, dass sie auf der »Sgt. Pepper's«-Hülle erwähnt sind. (»Welcome The Rolling Stones«).

Die Seiten der aufklappbaren »Satanic«-Tasche zieren ein unlösbares Labyrinth-Rätsel, Fegefeuer und paradiesische Power-Flowers sowie ein Pop-Puzzle aus persischen Miniaturen, Michelangelo-Fresken, Renaissance-Engeln und anderem Geflügel.

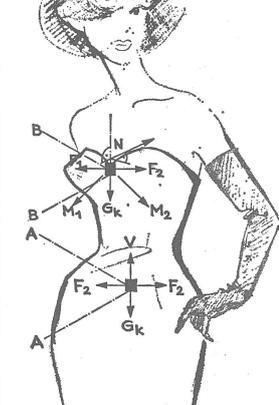
Fast vergessen: Zugabe ist eine Langspielplatte.

7500 wurden bis Ende letzten Jahres in der Schweiz verkauft. Mehr als 100 000 Franken hat allein die Hülle gekostet.

Weshalb dieser Aufwand? »Das liegt im Trend der Zeit«, meint Ludwig Schmucki, Vertriebschef der Rolling-Stones-Firma Decca in Zürich. »Die

# Festigkeits-Betrachtungen am trägerlosen Abendkleid

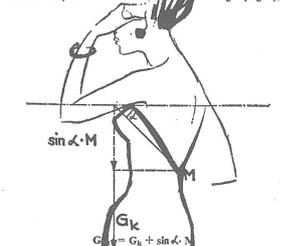
Trägerlose Abendkleider stehen bezüglich Wirksamkeit auf andersgeschlechtige Partner an erster Stelle unter den femininen Körperbedeckungen, werden aber für die Konstrukteure derselben mannigfaltige technische Probleme auf, die im Rahmen der nachstehenden Festigkeitsuntersuchungen zum mindesten andeutungsweise behandelt werden sollen.



Bei einem gleichen Elementarteilchen in der Ebene B (Fig. 1) wird jedoch die nach unten wirkende Kraft  $G_k$  (Gewicht des Kleides) nicht mehr durch eine aufwärts gerichtete Kraft kompensiert, weil kein Stoff mehr darüber liegt. Da aber aus sozialen Erwägungen heraus auch hier die Fortierung nach dem Gleichgewicht der Kräfte besteht, kann nur noch die Reibung  $R$  zu Hilfe genommen werden ( $R = f \cdot N$ , wobei  $f =$  Reibungskoeffizient und  $N =$  Kraft, die senkrecht zur Unterlage wirkt). Sind einmal die Trägerin sowie der Kleiderstoff gegeben, kann  $f$  als konstant angenommen werden, somit muss in unserem Falle lediglich  $N$  vergrössert werden, um eine genügende Haftreibung  $R$  zu erzielen. Am einfachsten geschieht dies durch Reduktion des Kleidumfangs in der Ebene B auf einen Wert, der kleiner ist als der Äquator der Trägerin.

Umsatz < Urtagete?  
Bei Abendkleidern mit tief ausgeschnittenem Rückendeckel treten an Stelle der Horizontalkräfte  $F_1$  und  $F_2$  schräg nach unten wirkende Kräfte  $M_1$  und  $M_2$  auf (Fig. 1).

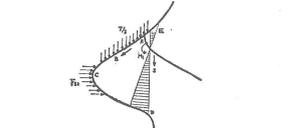
Die gesamt nach unten angreifende Kraft wächst mit der Grösse des Decolleté-Anschnitts und beträgt (Fig. 2).



Das Hochhalten des Abendkleides kann zunächst einmal durch einfache konstruktive Massnahmen, wie Einbau von Drahtgestellen, Fischgrätenwerken usw., gewährleistet werden, wobei der Sicherheitsfaktor

$S = \frac{\text{effektiv wirksame Festigkeitskraft}}{\text{minimale benötigte Kraft}}$

keinesfalls unter 50% liegen darf. Öfters wird auf Grund der konstitutionellen Veranlagung der Trägerin die Tragstruktur selbst angefertigt (Fig. 3). Fas-



sen wir diese Tragstruktur als einseitig eingespannten Träger auf, so beträgt die wirksame Kraft  $F/2$ , da die Träger normalerweise paarweise auftreten. Als Folge der vorherrschenden Tendenz, den Angriffspunkt der Last von A in Richtung B zu verschieben, muss über meist ein erhöhter Auflagedruck in Kauf genommen werden. Zu beachten ist ferner eine Schubbeanspruchung  $S$ , welche auf den Querschnitt zwischen D und E wirkt und ein inneres Moment  $M$  hervorruft kann. Im Rahmen dieser kurzen Analyse kann jedoch leider nicht weiter auf diese Probleme eingegangen werden, ebenso wenig wie auf die Zug-, resp. Druckbeanspruchungen des Stoffes zwischen A-C resp. C-D, wobei auch der Reissgrenze besondere Beachtung geschenkt werden sollte. Gelegentliche Stossbeanspruchungen  $F_3$  in Richtung C bedürfen ebenfalls noch eingehender Untersuchungen. Leider ist der seriöse Konstrukteur solcher Abendkleider weitgehend auf empirische Schätzungen angewiesen, da genügend Experimentiermaterial für ausgedehntere Versuchsreihen meistens nicht aufzubringen ist.

Bachofen's Digest Nr. 4 November 1966

Verpackung spielt heute bei allen Artikeln eine wichtige Rolle. Auch bei Teigwaren.«

Die Rolling Stones glaubten schon, die Beatles überrundet zu haben; »The Satanic Majesties Request« kam Mitte Dezember 1967 auf den Markt. Da waren die Beatles ihnen bereits wieder eine Rille voraus.

Denn der 5. Dezember war »release date« für »Magical Mystery Tour«. Bis zum Jahreswechsel haben die Beatles zum 18 000 Stück verkauft von jener Hülle, der zehn Seiten Farbphotos beigeheftet sind, sieben Seiten Schwarzweiss-Aufnahmen, sechs Seiten Fernsehprogramm in Form bunter Comic Strips, vier Seiten Song-Texte und eine Seite dramatis personae.

Der gewiegte Käufer findet auch die Zugabe: zwei Singles.

Jetzt sind wieder die Rolling Stones an der Reihe. Der Kenner des Pop-Business fragt sich: Wird in der nächsten Hülle überhaupt noch eine Platte stecken?

## Der Fingerzeig

Zugunsten der Picasso-Gemälde haben Basels Schulkinder sogar Popcorn verkauft, was nicht ganz verständlich ist, da es sich ja nicht um Pop-Bilder handelte.

Wer auf der Speisekarte der Unibar den Joghurt nicht gleich findet, möge einmal unter den Getränken nachschauen.

Wir rechnen es uns zur Ehre an, dass der Zürcher Student vor kurzem als Ueberblick bezeichnet worden ist.

Apropos: Ruedi Sauser, KStR-Präsident und somit Vertreter der Studentenschaft, hat anlässlich einer Einweihung der neuen Studentebüros an der Rämistrasse 66 einige nette Gedanken über »Studentenschaft und Oeffentlichkeit« geäußert. Dabei meinte er unter anderem, der öffentliche Verkauf des Zürcher Studenten erfülle seinen Zweck nicht, »weil der Inhalt nicht immer der ist, dass er für die Bevölkerung ein getreuer Spiegel der Studenten ist, als ob vier Redaktoren repräsentativ für Tausende sein könnten. Frage an den KStR-Repräsentanten: Fühlt er sich etwa als Spiegel - glänzend, aber farblos?

Ferner ist »der Absatz zu gering«, denn »der Kauf stellt eine Aktion dessen dar, an den wir eigentlich gelangen möchten: den Mann (die Frau) von der Strasse«.

Keine Aufregung; wir haben den Text auch nicht verstanden, glauben aber, dass R. Sauser der Ansicht ist, wenn der Absatz steige, kaufe der Leser die Zeitung nicht mehr, so dass nun auch nicht mehr von »einer Aktion dessen, an den wir eigentlich gelangen möchten« gesprochen werden muss. Interessant ist im weiteren, dass der öffentliche Verkauf einerseits seinen Zweck nicht erfüllt, andererseits der Absatz zu gering ist! Liebe Sphinx, wir werden dem Rechnung tragen, indem wir die Zeitung eingehen lassen, um die Auflage zu steigern.



Geniezeit klebt und hält!

# Une Saison au Congo

Zum Drama von Aimé Césaire (Ed. Seuil 1967)

Die Figur Patrice Lumumbas bezeichnet erschreckend das totale Missverständnis von Schwarz und Weiss: Regula Renschler (TA 7 vom 6. 1. 68) in ihrer Besprechung von Jean Ziegler »Politische Soziologie des neuen Afrika«: »Ziegler räumt mit einigen von der nachkolonialen Presse geschickt montierten Mythen auf. Er zeigt, dass Lumumba vor seinem Sprung in die Politik nicht ein ungebildeter Postangestellter war, sondern der kaufmännische Direktor der grossen Primus-Brauerei. In der Freizeit las er französische Aufklärer und Romantiker... Lumumba hatte seinen Aufstieg nicht nur seinem Charisma, sondern vor allem seinem Wissen und Können zu verdanken.«

mm - »Und wir haben uns nun erhoben, mein Land und ich... und die Kraft ist nicht mehr in uns, sondern über uns in einer Stimme, die sich in die Nacht bohrt und in die Lauschen wie der Stich einer apokalyptischen Wespe. Und die Stimme spricht, dass Europa uns jahrhundertlang mit Lügen gemästet, mit Irrlehren angefüllt hat; denn es ist nicht wahr, dass das Werk des Menschen getan ist, dass wir nichts mehr zu tun hätten auf der Welt... dass wir uns dem Gang der Welt nur anpassen müssten. Das Werk des Menschen hat gerade erst begonnen; der Mensch muss erst die Verbote niederreißen, die rings um seinen Liebesseifer aufgepflanzt sind.« (Zitiert nach »Der Monat«, Sept. 64, Heft 192.) Mit diesen Zeilen des Gedichts »Zurück ins Land der Geburt«, 1939 in Paris erschienen, übte Aimé Césaire - Antillenschwarzer, Literaturdozent und erfolgreicher Politiker - eine ausserordentliche Wirkung auf die Negro-Dichter in der ganzen Welt aus. Dieses Engagement für die Welt des Schwarzen gegen die Unterdrückung war neu und anfeuernd. Während Césaire damals Sklaverei, Imperialismus und Kolonialismus insgesamt unerbittlich geisselte, ist er in jüngster Zeit weiter gegangen, er hat eine viel direktere, unmittelbare Form gefunden: Das zeitgeschichtliche Drama.

Sein neues Stück »Une Saison au Congo« handelt von jener verwirrenden Phase der Dekolonisation, in der Dutzende von Staaten in eine Freiheit geschickt wurden, die ihnen ihre Befreier oder deren Feinde alsbald mit andern Mitteln wieder zu entreissen suchten. »Une Saison au Congo« ist die erregende Darstellung jener Greuel im

Kongo zur Zeit der »Entlassung« in die Unabhängigkeit im Jahre 1960.

»Une Saison au Congo« handelt in Elisabethville, Brüssel, dem Passagierraum eines Flugzeugs, in Bars und Ministerien. Schwarze spielen die Hauptrollen, und eine kleine Jazzband begleitet das Geschehen auf der immer offenen Bühne. Familienleben, Strassenszenen und hohe wie niederträchtigste Politik werden dargestellt. Poetische Verklärung und nüchterne Sachlichkeit stossen hart aufeinander und durchdringen sich.

Aus der Fülle der Ereignisse, der Auseinandersetzungen zwischen Führern der weissen und der schwarzen Interessen und ebenso der Auseinandersetzungen zwischen den von alters her verfeindeten schwarzen Stämmen und ihren Führern, aus allen Widerwärtigkeiten, die sich aus dem überraschenden Abzug der Belgier ergaben, lässt Césaire die Märtyrer, die »wahren Kämpfer für die Freiheit«, den Handelsdirektor einer Bierbrauerei Patrice Lumumba und seine Freunde Okito und Mpolo hervortreten. Lumumba, der Kommunist, Lumumba, der seine Seele dem Teufel verkauft hat, Lumumba, der Millionen vom tschechischen Botschafter empfangen hat, dieser Lumumba ist der positive Held eines Stücks, das die selbstlose Hingabe eines Politikers an die Realisierung seiner Idee - von der er weiss, dass sie die richtige ist - demonstriert. Lumumba nennt sich »un inventeur du futur«, und von seiner Idee sagt er: »C'est une idée invulnérable que j'incarne, en effet! Invincible, comme l'espérance d'un peuple, comme le feu de brousse en brousse, comme le pollen de vent en vent, comme la racine dans

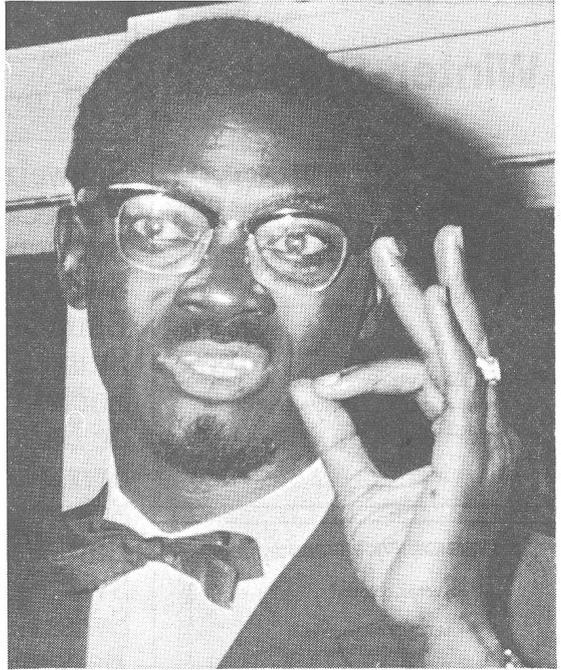
l'aveugle terreau.« Seine Idee ist die Idee, »dass das weiche Wasser in Bewegung mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt«, es ist die Idee vom endlichen Sieg des Schwachen über das Starke, vom Sieg des schwachen schwarzen Volkes über die bestehende Macht; »le peuple, oui! il est faible, le peuple, désarmé, le peuple! crédule! Et ses ennemis sont puissants! persévérants! rusés! soutenus par le monde entier!«

Für seine Schwarzen setzt sich Lumumba ein: Moi, sire, je pense aux oubliés. Nous sommes ceux que l'on déposséda, que l'on frappa, que l'on mutila; ceux que l'on tutoyait, ceux à qui l'on crachait au visage. Boys-cuisine, boys-chambres, boys comme vous dites, lavadères, nous fûmes un peuple de boys, un peuple de oui-bwana et, qui doutait que l'homme pût ne pas être l'homme, n'avait qu'à nous regarder. Sire, toute souffrance qui se pouvait souffrir, nous l'avons soufferte. Toute humiliation qui se pouvait boire, nous l'avons bue!

Doch Lumumba erscheint auch mit seinen persönlichen Schwächen, seiner Unvorsicht, seiner Naivität, seiner Leichtgläubigkeit, welche ihn blind machte vor den selbstsüchtigen Absichten eines Mobutu, und er erscheint in einer Vertrauensseligkeit, die ihm alle seine Hoffnung vergeblich auf die Uno setzen liess.

Lumumba ist der Schwache, aber der Gerechte: das Gefängnis aber ist der Ort für einen Gerechten in einem Staat, in dem ungerechte Gesetze herrschen: Im Gefängnis hält er seine letzte Pressekonferenz ab und beginnt sie mit den Worten: Excusez le lieu, ça n'a pas d'importance, ou plutôt, ça en a une extrême! Lieu populaire, humble lieu, il y bat du moins, à sa manière, le cœur du Congo, c'est-à-dire bien plus fort et franc que dans tous les palais présidentiels ou ministériels.«

Césaire verfolgt seinen Helden von der Entlassung aus dem Gefängnis anfangs 1960 zur Konferenz von Brüssel, er zeigt ihn als Premierminister, er zeigt seinen Sturz, die erneute Gefangennahme anfangs Dezember des gleichen Jahres und seine grausame Ermordung am 17. Jan. 1961. (Die Leiche wurde mit Schwefelsäure behandelt, löste sich aber nicht vollständig auf. Die Reste wurden in eine stillgelegte Grube des Bergwerks »Etoile« geworfen, das der Union Minière gehört. Spiegel, 30/1966.)



Patrice Lumumba

Auf dem kurzen Weg von Gefängnis zu Gefängnis wird er konfrontiert mit allen jenen Kräften und Mächten, welche in der Dritten Welt ihre Interessen wahrzunehmen suchen: Mit dem »grossen westlichen Diplomaten« (der es für seine Aufgabe hält, die Völker zur »Sittsamkeit« zu führen und das kommunistische Feuer, wo es auch ausbreche, zu löschen), mit dem imperialistischen General (für den es erste Pflicht ist, die europäischen Leben, die menschlichen Leben, zu retten), mit dem Militärdiktator (der mit militärischer Macht die Ordnung wieder (!) herzustellen gewillt ist) und mit den Banquiers (die grösste Gewinne aus ihren Besitzungen zu ziehen suchen).

Aimé Césaire schreibt zwar eine Chronik, ein Königsdrama Shakespearischer Prägung; er weiss aber auch, »dass ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst; er hat als Schwarzer Stellung genommen für den Verlierer einer Auseinandersetzung, für das Opfer eines bekannten, reibungslos funktionierenden Zerstörungsmechanismus. Césaire hat Stellung genommen gegen ein von Europa und Amerika importiertes System der Diplomatie und Tyrannei, gegen ein System der wirtschaftlichen und rassistischen Gegensätze. Césaires Stellung ist die Stellung des herausfordernden Schwachen.

## Studentenbuchhandlung der Wissenschaften

**E. WURZEL** Naturwissenschaften  
Medizin  
Geisteswissenschaften

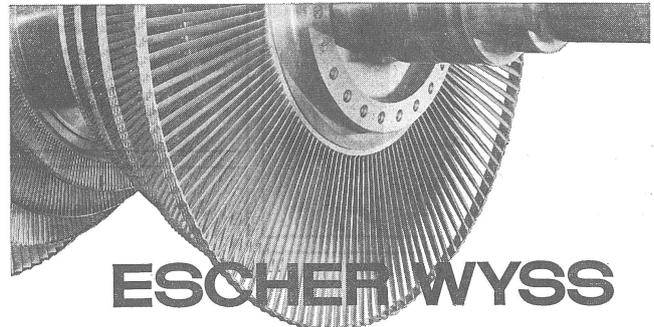
jetzt neben der Zentralbibliothek  
an der Mühlegasse 19, Tel. 321480

**Kern-Instrumente  
erprobt und bewährt  
in aller Welt**

Vermessungsinstrumente  
Photogrammetrische Geräte  
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre  
Stereo-Mikroskope  
Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau  
Werke für Präzisionsmechanik  
und Optik



## ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



# Winter-Pneus



Alle bekannten  
Marken zu günstigen  
NETTOPREISEN

Modernste Montage- und  
Auswuchtmaschinen

W. H. KLEINHEINZ, PNEUHAUS  
Culmannstrasse 83 (beim Hotel Rigihof)  
8033 Zürich, Tel. 28 37 15



## Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

**Schweizerischer Bankverein** Swiss Bank Corporation Società di Banca Svizzera Société de Banque Suisse Swiss Bank Corporation Società di Banca Svizzera Société de Banque Suisse Schweizerischer Bankverein Società di Banca Svizzera Swiss Bank Corporation Società di Banca Svizzera Société de Banque Suisse Schweizerischer Bankverein Swiss Bank Corporation Società di Banca Svizzera Société de Banque Suisse Schweizerischer Bankverein

**1872**



sucht einige Schweizer Studenten, die in den kommenden Semesterferien (während mindestens vier Wochen) auf dem Flugplatz Kloten als **Hilfsarbeiter** (z. B. Beladen und Entladen der Flugzeuge) tätig sein möchten. Interessenten verlangen bitte ein Bewerbungsfomular beim Personaldienst der Swissair, Postfach, 8021 Zürich (Tel. 83 56 11, intern 6326).

Salvete Lectores!

ARTEMIS Dea patronaque  
bibliopolae Turicensis omnibus  
juvenibus virginibusque Universitatis  
Turicensis ac Scholae Technicae  
Helveticae **LIBELLUM** «Wegweiser zur Antike»,  
xcvii paginis scripta ex milium annorum: Aegyptiorum,  
Graecorum, Romanorum, Christianorum continens **GRATIS OFFERT**  
qui inferiori huius chartae parti  
nomen locumque suum inscribunt  
et per tabellarium  
mittunt in aedes Artemidis,  
Limmatquai 18, Turici.



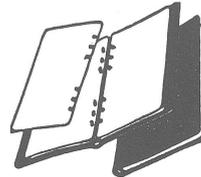
nomen \_\_\_\_\_

via \_\_\_\_\_

locus \_\_\_\_\_



**Ringbücher und  
Kollegbücher**



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

### Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten  
**Ermässigung  
Haarschneiden**

ausgenommen  
am Samstag  
Dienstag den ganzen  
Tag geschlossen

### Chemie

Vorbereitung auf  
Propädeutikum, Vordiplom

#### Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1  
Tel. 34 50 77

Der Akademiker findet seine Fehlliteratur auf den Gebieten

- ▶ Medizin
- ▶ Jurisprudenz
- ▶ Nationalökonomie
- ▶ Architektur

in guter Auswahl bei

### Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINMANN & Co.  
Buchhandlung und Antiquariat  
Gegründet 1890  
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

### City Service

Stadelhoferstrasse 36  
8001 Zürich  
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche  
Vervielfältigungen  
(Wachsmatrizen, Offset,  
Umdruck)

Beschriften  
(Wissenschaftliche Texte,  
Fremdsprachen)

### 6 Menus gratis ...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).



Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorie).  
Chinesische und indische Speisen.



# ED. TRUNINGER

Inh. H. Hauri-Truninger  
Uraniastrasse 9, 8001 Zürich  
Tel. (051) 23 16 40

**Das leistungsfähige  
Lichtpausatelier  
im Zentrum der Stadt**

# Wer hilft den Studenten studieren?

Von Prof. Hans Biäsch

Die AGH befasst sich in einer ihrer Arbeitsgruppen mit dem Thema »Studienzeit – sorglose Zeit«. Für die letzte und abschliessende Sitzung vom 5. Februar erklärte sich u. a. Prof. Hans Biäsch (ETH und Uni) zur Teilnahme bereit. Als Diskussionsgrundlage stellte er einen Bericht über das Informationsbedürfnis der Studenten zusammen, aus dem wir im folgenden längere Abschnitte veröffentlichen. Im übrigen: die Veranstaltungen der AGH und dieser Zyklus sei allen Kommilitonen wärmstens empfohlen.

Ein Student ist in hohem Masse auf Information, Orientierung und Beratung angewiesen. Zur Ermöglichung seines Studiums bedarf er ständig und rechtzeitig der Auskünfte und Instruktionen, und dies in einem Grossbetrieb. Trotz dem grossen Angebot an allgemeinen und speziellen Orientierungen fühlt sich eine grosse Zahl von Studenten noticeably zu wenig informiert.

Woran liegt das? Das Studieren selbst im engeren Sinne ist wesentlich ein Sich-informieren. Der Student ist ein Lernender; er muss während Jahren viel Wissen und Können erwerben durch zweckmässige Arbeitstechniken und durch die Entwicklung eines wissenschaftlich kritischen Stilbewusstseins. Er durchläuft einen persönlichen

Orientierung. Besonders zu Beginn und am Ende des Studiums ist dieses Bedürfnis sehr ausgeprägt.

Wortüber möchten die Zürcher Studenten besser informiert sein? Auf die Frage:

»Um welche Probleme sollte sich eine solche Stelle hauptsächlich kümmern, damit sie wirklich einem Bedürfnis entsprechen würde?« wurden Antworten in folgender Reihenfolge gegeben (durchschnittlich 5,4 Nennungen; siehe Tabelle).

Hinter diesen Durchschnittszahlen verbergen sich jedoch grosse Unterschiede zwischen den Studenten verschiedener Abteilungen, Fakultäten und Jahrgängen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

	ETH	Univer-
	%	sität
1. Fragen über Fächerwahl	62	62
2. Wie man sein Studium am besten einteilt	59	78
3. Orientierung über den ganzen Betrieb an der Hochschule	57	66
4. Wie man sich richtig auf Prüfungen vorbereitet	55	57
5. Wohnfragen	49	56
6. Fragen der Berufswahl	44	32
7. Schwierigkeiten in Praxis und Praktikum	38	32
8. Geldfragen	34	36
9. Versagen bei Prüfungen	37	23
10. Differenzen mit Dozenten und Assistenten	28	32
11. Fragen des richtigen Umgangs mit den Dozenten	26	23
12. Konzentrationsschwierigkeiten	15	18
13. Fragen des richtigen Kontaktfindens mit Kollegen	13	26
14. Weltanschauliche Probleme	11	7
15. Schwierigkeiten in der persönlichen Entwicklung	9	10
16. Probleme in der Familie	6	10
17. Beziehungen zum andern Geschlecht	6	7

Reifungsprozess, in dem es viele Klippen zu überwinden gilt. Es bedeutet für ihn auf alle Fälle eine erhebliche menschliche, intellektuelle und arbeitsmässige Belastung, dass er bis Mitte seiner Zwanzigerjahre – sozial gesehen – »unselbständig« bleibt und der normale Abschluss seines Studiums einermassen ungewiss ist. Durchschnittlich ein Drittel der Studenten verlässt die Hochschule ohne akademischen Abschluss. Studieren ist jedenfalls eine riskante »Investition«, ein erhebliches persönliches Wagnis, das einerseits geistige und persönliche Bereicherung verspricht, aber anderseits viele Bewährungsproben erheischt.

Kein Zweifel, ein junger Mensch in einer solchen Lage braucht sehr viele und sehr verschiedenartige Informationen. Während des Studierens entstehen immer wieder Situationen, zu deren Bewältigung man viel mehr wissen sollte, in fachlicher oder in praktischer Hinsicht. Wo und wie ist dieses Wissen in nützlicher Frist zu erlangen?

Wenn wir hier vom besseren Informieren der Studenten reden, wollen wir die didaktischen Probleme, welche die hauptsächlichsten Fragen akademischen Informierens sind, ausklammern. Wir betrachten nicht die fachlichen Informationen, die sich der Student erwirbt, sondern einige jener praktischen Informationen, die ihm in seiner persönlichen Situation helfen können.

Möchten die Studenten tatsächlich darüber besser informiert sein, und an welche Stellen sollen sie sich wenden?

Zur Bestimmung der Bedürfnisse eines grossen Kollektivs bedarf es repräsentativer Untersuchungen. Für die ETH liegt eine solche Repräsentativhebung an 625 Studenten und für die Universität Zürich eine Trenduntersuchung bei 100 Studenten aus dem Jahre 1962 vor\*. Die Verhältnisse dürften heute nicht wesentlich anders sein.

»Haben Sie schon einmal von dem Plan gehört, am Poly eine Auskunfts- und Beratungsstelle einzurichten, wo man sich in allen Studienfragen Rat holen kann? Wie finden Sie diese Idee?«

92% der ETH-Studenten und 81% der Uni-Studenten nennen ein starkes Bedürfnis nach vermehrter Beratung und

Auf die Frage:

»Könnten Sie sich vorstellen, dass Sie eine solche Orientierungsstelle auch einmal aufsuchen würden? Oder würden Sie meinen, es ginge für Sie auch ohne?«

antworteten in zustimmendem Sinne (»würde ich oft besuchen« oder »würde es einmal probieren«) 88% der ETH- und 74% der Uni-Studenten.

Zusammenfassend: Das Informationsbedürfnis der Studenten ist tatsächlich sehr gross, insbesondere in Fragen der Fächerwahl, der Studieneinteilung, der Orientierung über den Betrieb an der Hochschule, der Vorbereitung auf die Prüfung, das Finden von Unterkunft. Dass das Bedürfnis nach Beratung in Problemen persönlicher Art hier weniger im Vordergrund steht, ist bei diesen anonymen Erhebungsmethoden zu erwarten, heisst aber nicht, dass solche Fragen für einen erheblichen Teil der Studenten nicht ebenfalls von grosser Bedeutung sind. (Berufswahl, Geldbeschaffung, Konzentration, Arbeitsweise), weltanschauliche Probleme usw.)

Die Bedürfnisse nach psychologischer und psychotherapeutischer Hilfe ist bei unsern Studenten keineswegs unbedeutend. Dr. W. H. weist in einem Artikel in »Die Tat« (2.9. 67) (ebenso ZS 45.5) auf eine (nicht näher bezeichnete) Untersuchung hin, in der festgestellt worden sei, dass 20% der Studenten mit seelischen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten und insbesondere unter Lern-, Arbeits- und Leistungsstörungen, Examensängsten, Unstimmigkeiten mit den Eltern leiden.

Welche Informationsmöglichkeiten und -stellen stehen den Zürcher Studenten heute zur Verfügung?

Die Liste der Orientierungsmöglichkeiten ist tatsächlich gross. Es wären hier zu nennen:

Vorlesungsverzeichnis der Universität und Semesterprogramm der ETH, Studienregulative und Promotionsordnungen (in den Kanzleien erhältlich), Rechtzeitiger Besuch der Einführungsverlesungen, Lesen der Anschläge, Sprechstunden der Dekane, Abteilungsvorsteher und Dozenten, Für Stipendien (Studiengelderlass, Darlehen, Weiterbildungsstipendien) gibt es an der ETH und der Universität kompetente Auskunfts- und Vermittlungsstellen.

Für psychologische Beratung in Berufs- und Studienfragen kann man sich an die Akademische Berufsberatung und das Institut für Arbeitspsychologie der ETH wenden.

Für einige Studiengänge gibt es heute schon ausgezeichnete akademische Berufsbilder (bei der Akademischen Berufsberatung).

Für persönliche, weltanschauliche Beratung kann man sich an die beiden Studentenseelsorger wenden.

Es gibt eine Beratungsstelle für Studierende beider Hochschulen, die sich hauptsächlich den ausländischen Studenten (vor allem den Bundesstipendiaten) widmet, aber auch inländischen Studenten allgemeine praktische Auskünfte erteilt (Wohnungsprobleme, Vermittlung von psychotherapeutischer Hilfe usw.)

Zurzeit sind Bestrebungen im Gange, ein »Tutor-System« – vielleicht im Rahmen der studentischen Fachschaften – zu entwickeln. Jedem Studenten würde auf Wunsch ein älterer Kommilitone bezeichnet, der ihn kameradschaftlich in seinen Informationsbedürfnissen beraten könnte.

Die zwei wichtigsten Ursachen, warum sich die Studenten im allgemeinen zu wenig informiert fühlen, sind: der rasche Generationenwechsel innerhalb der Studentenschaft – die zu kleine Zahl von Dozenten und Assistenten im

Vergleich zu der enorm anwachsenden Studentenzahl. Es ist möglich und zu hoffen, dass das erwähnte Tutor-System den jüngeren Studenten viele Erleichterungen bringt, weil diese Hilfe auf informelle, persönlich angepasste Weise erfolgen kann. Die Erhöhung der Zahl der Dozenten ist Sache der Hochschulbehörden und der vorschlagenden Fakultäten. Diese sind sich ihrer Aufgabe wohl sehr bewusst, aber auch der praktischen Grenzen derselben.

Im ganzen kann man wohl sagen, dass heute den Studenten an sachdienlichen Informationen von seiten der Hochschulen sehr viel geboten wird. Warum jedoch wünschen die Studenten trotzdem eindeutig mehr und differenziertere Informationen?

Weil sie die bestehenden Möglichkeiten zu wenig aus eigener Initiative beizugehen; weil sie, wenn sie dies versuchen, sich nach ersten Ansätzen leicht enttäuschen lassen; weil ihnen mit diesen Informationen in ihren persönlichen Bedürfnissen zu wenig geholfen wird; kurz, weil die Studenten, namentlich die Studienanfänger, zwar sehr informationsbedürftig, aber wenig informationsbewusst sind. Mit andern Worten: Unser Informationswesen erreicht die Adressaten – die entsprechenden Studenten – quantitativ und qualitativ zu wenig. Ein weiterer, notwendiger Ausbau der Information der Studenten muss hier ansetzen, muss »menselichtig« – vom Studenten aus gesehen – besser wirksam werden.

Jeder Student steht immer vor einer Fülle von ungelösten, beunruhigenden Fragen. Dies kann und soll nicht geändert werden, aber: Je mehr praktisch dienliche Informationen ein Student während seines Studiums rechtzeitig erhält, desto eher dringt er zu jenen Fragen vor, die er selber lösen muss.

# Friedensstrategie

Von Klaus Jochims

Die Einsicht, dass für die Ausarbeitung einer Friedensstrategie nicht nur die Politiker verantwortlich sind, sondern dass es eine der Aufgaben von Wissenschaftlern ist, den Politikern das notwendige fachliche und sachliche Material zur Verfügung zu stellen, aufgrund dessen dann erst sachgerechte Entscheidungen und planvolle Schritte zum Frieden möglich sein werden, diese Einsicht dürfte Voraussetzung für eine sinnvolle Beschäftigung mit diesem Problem sein.

Am Sitz des deutschen Evangelischen Studienwerkes in Villigst/Ruhr fand vom 28. 8. bis 30. 9. 1967 eine Tagung zum Thema »Zukunft und Planung« statt, die ihren Problembereich in drei Gruppen behandelte: 1. Wirtschaftsplanung, 2. Biologische Zukunft, 3. Friedensstrategie. Thema und Arbeit der dritten Gruppe erwiesen sich dabei als besonders aktuell und die Ergebnisse auch über den Rahmen des Studienwerkes hinaus als so interessant, dass wir im folgenden darüber berichten.

Am Anfang der Arbeit stand ein Referat von Peter Menke-Gluckert, Referent für wissenschaftliche Planung im Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, über verschiedene Möglichkeiten der Planung einschliesslich der Friedensplanung anhand verschiedener Beispiele. Wichtig für die Weiterarbeit wurde vor allem die Erläuterung der drei Schritte, die für jede Planung notwendig sind: 1. Planungsziele möglichst genau festlegen. 2. Mögliche Wege zu diesem Ziel erkunden und festlegen. 3. Ziel anhand der gemachten Erfahrungen korrigieren (feedback).

Auch wenn man sich mit Friedensplanung beschäftigt, sind diese drei Stufen unbedingt einzuhalten. Als Nah-

ziel steht dabei nur die Verhinderung von Kriegen fest, da jeder Krieg die Initialzündung für den totalen Atomkrieg sein kann, der unbedingt vermieden werden muss. Am Ende des Planungsweges aber sollte als Ziel eine Welt stehen, in der Kriege als Mittel der Politik unmöglich geworden sind. Dazu aber ist eine übergeordnete Instanz nötig, die den kriegerischen Austrag von Konflikten notfalls mit Gewalt verhindern kann. (Einen interessanten Ansatz zu einer solchen Ordnung bietet das Modell der Amerikaner Clark und Sohn, das im wesentlichen vom Uno-Modell ausgeht und eine erheblich verstärkte Uno-Exekutive in einer völlig abgerüsteten Welt vorsieht.)

## »Konfliktanalyse und vernünftiges Verhalten«

Wie aber kann man dahin gelangen? Den Möglichkeiten dieses Weges galt der grösste Teil der Arbeit. Wenn der kriegerische Austrag von Konflikten verhindert werden soll, so gilt es zuerst diese Konflikte und ihre Ursachen zu analysieren. Dabei zeigt sich bald, dass man mit militärischen und politischen Konflikten allein nicht auskommt. Erste Ansätze der Konfliktforschung zeigen, dass hier in besonderem Masse auch die Psychologie und die Soziologie wichtige Beiträge zu leisten haben, wobei die Untersuchung der Verhaltenspsychologie zu Fragen des Aggressionstriebes und der Sozialpsychologie zu den Problemen des Gruppenverhaltens wie auch der Vorrteilsforschung von ganz besonderer Bedeutung ist. Eine Friedensplanung, die diese Gebiete ausser acht lassen wollte, wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Die unmittelbaren Anlässe zu kriegerischen Auseinandersetzungen seit 1945 lassen sich dagegen zumeist auf soziale oder wirtschaftliche Konfliktursachen zurückführen, deren Durchschaubarkeit durch ideologische Überlagerungen oft sehr erschwert wird. Auch diese Konflikte aber erscheinen vermeidbar, wenn nur die wirtschaftlichen und sozialen Gefälle abgebaut werden und damit dann den wirtschaftlich oder sozial Benachteiligten der Krieg nicht mehr als einzige Möglichkeit erscheint, diesen Status quo der Ungerechtigkeit zu ihren Gunsten zu verändern. Es geht also vor allem darum, durch die Ana-

lyse bereitstellt – wie sich bei einer Analyse der Kubakrise deutlich zeigen lässt, wo sich beide Seiten an die Spielregeln dieser Eskalationstheorie gehalten haben –, und wenn auch, wie ein in Villigst durchgeführtes Planspiel erkennen liess, rationales Verhalten der Politiker selbst bei schon begonnenen kriegerischen Auseinandersetzungen den »All-out-war« vermeiden und wieder zum Frieden führen kann, so bleibt neben der nicht ausdiskutierten Frage, ob die zu verteidigenden Werte überhaupt einen totalen Atomkrieg rechtfertigen könnten, die eindeutige Erkenntnis, dass die Sicherung des Friedens durch Rüstung so unsicher und risikoreich ist, dass die als dauerhaft anzustrebende Lösung für eine friedliche Welt nicht in Frage kommen kann.

## Verhinderung von Kriegen durch Abrüstung

Damit wurde das Problem der Abrüstung angesprochen, das sich bisher als ebenso unlösbar erwies, wie die Notwendigkeit zu seiner Lösung besteht. Das Scheitern bisheriger Abrüstungsverhandlungen war nicht zuletzt darin begründet, dass das Planzial kaum genau genug ins Auge gefasst wurde. Setzt man als Endziel ein Modell, das von dem Weltmodell von Clark und Sohn ausgehen könnte, und sucht man dann den Weg dahin, so erkennt man bald, dass dieses Modell wesentliche Machtverschiebungen nicht mehr zulässt, da ja militärische Aktionen nicht mehr möglich sein werden. Das bedeutet, dass zu den Voraussetzungen für eine Abrüstung vor allem erst einmal eine grössere Verteilung der relativen Macht auf mehr Staaten erforderlich ist (polyzentrische Weltordnung), da kaum einer der bestehenden Staaten die Hegemonie zweier Staaten auf unabsehbare Zeit zementieren möchte. Ausserdem muss zu nächst vor allem die »dritte Welt« wirtschaftlich auf ein Niveau gebracht werden, das ihr den Verzicht auf militärische Mittel als Vorteil erscheinen und gleichzeitig die Chancen des wirtschaftlichen Kräftemessens, wohin sich der zukünftige Machtkampf zweifelsohne verlagern wird, als aussichtsreich erkennen lässt. Dieser Prozess der wirtschaftlichen Stärkung, verbunden mit dem Abbau feudaler und militärdiktatorischer Herrschaftsformen, die ja den grossen Konfliktstoff liefern, müsste automatisch mit dem Abrüstungsprozess einsetzen, damit allen Staaten das Planzial als in ihrem Interesse liegend erscheint. Gleichzeitig müssten Versuche zur Entspannung und zum Abbau des gegenseitigen Misstrauens gemacht werden. Hier bieten sich als vielleicht brauchbare Mittel sogenannte Disengagementzonen (Auseinanderrücken von der Blöcke; Experimentierfeld von internationalen Kontroll- und Inspektionssystemen in begrenztem Rahmen) oder einseitige Schritte an, denen jeweils der nächste Schritt erst dann folgt, wenn die Gegenseite einen ähnlichen adäquaten Schritt unternommen hat.

Wie eng in all diesen Fällen Rüstung und Abrüstung zusammenhängen, erläuterte Rechtsanwalt Ahfeldt, Geschäftsführer der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (VDW) nicht sich jene Gruppe von Wissenschaftlern um Prof. von Weizsäcker, die sich die wissenschaftliche Analyse politisch effektiver Vorgänge zur Aufgabe gemacht hat), am Beispiel des Atomspervertrags und der geplanten Antraktensysteme, auf deren Problematik aber hier leider nicht näher eingegangen werden kann.

## Politische Bildung

Ein wichtiges Gebiet der Friedensplanung ist nicht zuletzt die politische Bildung jedes einzelnen. Dabei geht es nicht nur um politisches Wissen, sondern weit mehr um das Lernen politischen, d. h. kritisch denken und verantwortlich handelnden Verhaltens. Wie wenig in dieser Hinsicht bisher getan wurde, ist jedem ersichtlich, der den politischen Unterricht an den Schulen kennt. Wie sehr auch gerade die autoritären Strukturen an unseren Schulen und Hochschulen das Einüben politischen Verhaltens erschweren und oft fast unmöglich machen, liesse sich an vielen Beispielen zeigen, aber auch hier muss die wissenschaftliche Forschung noch viel Arbeit leisten, damit aus den gesicherten Ergebnissen die Konsequenzen gezogen werden können.

Es konnten auf den Studienwochen bei weitem nicht alle Probleme der Friedensstrategie angesprochen werden, aber eines ist sicher: Auf fast allen Gebieten, die bei einer Friedensplanung beachtet werden müssen, sind noch ungeheuer grosse Aufgaben für die wissenschaftliche Forschung vorhanden, an die sie herangehen kann und muss, um das bisher grösste und schwierigste Problem der Menschheit, die Sicherung des Friedens, lösen zu helfen.

\* H. Biäsch und J. Vontobel: Beiträge zur Trendforschung – Eine Studie über die Studenten der ETH, Bern 1966

**Neu erschienen: Brief aus dem Nationalrat Nr. 12 von Dr. Robert Eibel**

● **Ueberfremdungsinitiative:** Die Stabilisierung der Fremdarbeiterzahlen ist richtig. Forcierter Abbau schadet der Volkswirtschaft, gefährdet ein gesundes Wachstum und die Verbesserung der Realinkommen.

● **Voranschlag der PTT:** Die Kredite für den Ausbau der 2. und 3. Fernsehreihe dürfen die zukünftigen Konzessionsträger und die Programmgestaltung nicht präjudizieren. - Kreditpositionen, welche verwaltungsintern nicht «reif» sind, gehören nicht in den Voranschlag (10 Mio Fr. für den Ausbau des Rechenzentrums).

(Zu beziehen gegen Fr. -80 in Briefmarken oder auf Postcheckkonto 80-39102 / Aktion freie Meinungsbildung, Zürich)

# Noch höhere Subventionen für die kantonalen Hochschulen?

200 Millionen Franken an Subventionen im Jahr will der Bundesrat für die Förderung der kantonalen Hochschulen ab 1969 ausgeben. 1966 - 68 sind es im Durchschnitt je 67; vor 1966 waren es genau null Millionen. Zwar ist in keiner Weise bestritten, daß Lehre und Forschung vermehrter öffentlicher Mittel bedürfen. Aber warum durch den Bund? Angeblich, weil die Kantone selber nicht über die nötigen Mittel verfügen. Das ist Spiegelfechterei. Kanton und Bund holen ihr Geld am gleichen Ort, nämlich beim Steuerzahler. Und wenn die Kantone zu wenig Geld haben, so deshalb, weil ihnen der Bund Jahr für Jahr via Wehrsteuer 600 bis 700 Millionen wegnimmt. Reißt der Bund weitere kantonale Aufgaben an sich, wird er noch mehr Geld brauchen und den Kantonen noch mehr wegnehmen, und schon wird

man weitere neue Probleme entdecken, welche die Kantone mangels Finanzen nicht oder nicht mehr selber zu lösen im Stande sind. Der angebliche Geldmangel bei den Kantonen ist ein Scheinargument. Denn sie bekommen von Mutter Helvetia ja immer nur das Geld wieder zurück, das sie vorher selber nach Bern geschickt haben. Obendrein ist es dann noch belastet mit Bedingungen, Auflagen und Vorschriften und überdies um eine hübsche «Bezugsprovision» verringert. Wann wird man daraus endlich einmal die Konsequenzen ziehen?



Aktion für freie Meinungsbildung

8032 Zürich

Immer noch eine **grosse Auswahl** in allen bekannten **Skimarken und Schuhmodellen!**

**Abschlag** von 10 - 30% auf letztjährige Modelle und Restpaare. Ausserdem nehmen wir Ihre alten Ski- und Skischuhe an Zahlung!

**Stadi-Sport**

8005 Zürich  
Zollstrasse 42 hinter dem Hbf.  
Telefon 051 44 95 14  
Durchgehend geöffnet  
Parkplatz

## Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

**Sonneggstrasse 27, Zürich 6**  
beim Poly, Tel. 47 64 59  
A. Ruedlinger

# Als Student schrieben einige Redaktoren des Tages-Anzeigers für den «Zürcher Student». Sie könnten es heute noch tun.



1965 war Herr T. Lienhard Redaktor am «Zürcher Student». Heute ist er Mitglied der Inland-Redaktion beim Tages-Anzeiger und zeichnet verantwortlich für die Fernausgabe.

Denn viel älter sind sie ja nicht geworden. Ihre Ansichten auch nicht. Und auch die Liebe zum Journalismus, die sie damals zum Schreiben verlockte, haben sie heute noch.

Man sieht es dem Tages-Anzeiger auch an. Sie glauben uns nicht? Dann machen wir Ihnen einen Vorschlag: Senden Sie uns den untenstehenden Coupon ein, und wir senden Ihnen den Tages-Anzeiger 14 Tage gratis ins Haus.

Dann sehen Sie auch, wie viel Ihnen der Tages-Anzeiger beim Suchen eines Jobs für die Semesterferien, bei der Orientierung über abendliche Ausgangsmöglichkeiten und bei der Wahl eines Autos, das noch fährt, helfen kann.

Und Sie sehen vielleicht, dass man als Zürcher Student mit nur zwei Leibblättern gut durch die Semester kommt.

Dem «Zürcher Student». Und dem Tages-Anzeiger.



## Fluntern

Die Bank für Professoren, Assistenten, Studenten berät Sie in Ihren finanziellen Problemen, wie

## Kredit

für Praxiseröffnung, Zahlungsverkehr mit In- und Ausland, Kapitalanlage.



Lassen Sie sich von uns beraten. Unser Verwalter H. P. Keller steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 475747, bei der alten Kirche Fluntern, Tram 6 und 5, zu Fuss 5 Minuten ob Kantonsspital.

Ich abonniere den Tages-Anzeiger

für 14 Tage gratis

für 3 Monate (zu Fr. 8.80 statt Fr. 12.60)

für 6 Monate (zu Fr. 17.65 statt Fr. 28.20)

für 12 Monate (zu Fr. 35.30 statt Fr. 50.40)

Frau/Frl./Herr.....

Strasse.....

Postleitzahl/Ort.....

Hochschule.....

Fakultät.....

Semester.....

Bitte senden Sie diesen Coupon an die Vertriebsabteilung, Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.

ZS 8.4

Fortsetzung von Seite 17

Dass diese Entwicklung nur eine vorübergehende Zeiterscheinung war, ist in den westlichen Ländern bereits klar geworden. Wer hat heute die meisten Kinder? Nicht mehr der Hilfsarbeiter in der kleinen Neubauwohnung - der schafft sich nach dem zweiten Kind lieber ein Auto an -, sondern die glücklichen Besitzer der Einfamilienhäuser. Ob jetzt die Bevölkerung deswegen rapid gescheiter werde, bleibt abzuwarten.

**Rassengrenzen werden verwischt**

Von ernsthaften Rassenproblemen ist unser Land glücklicherweise verschont geblieben. Dass das Problem auf weltweiter Ebene aber noch auf Generationen hinaus grosse Schwierigkeiten machen wird, ist uns allen bewusst. Rassenpolitiker haben von jeher versucht, ihre Philosophie mit eugenischen Argumenten zu verbrämen. Diese Argumente stehen auf schwachen Füßen. U. a. wurde und wird behauptet, die Rassenmischung könne eine Disharmonie der Teile des Mischlings und ein ästhetisch abstoßendes Produkt zur Folge haben. Ich möchte hier meinen Lesern nicht unterschlagen, was Vogel dazu meint: Sein Argument ist nicht ganz unanfechtbar, wendet dem Verfasser aber ein hübsches Kränzchen der Männlichkeit: »Wenn man einmal junge Eurasierinnen oder Mulattinnen am Badestrand gesehen hat, wird man über das ästhetische Ergebnis von Rassenkreuzungen eine durchaus andere Meinung gewinnen!« Schwerer wiegt die

Frage, ob Rassenkreuzungen vermehrte Krankheitsanfälligkeit, Missbildungen etc. hervorrufen. Gerade dieses Argument wurde in den letzten Jahren durch eine äusserst gross angelegte und genaue Untersuchung auf Hawaii durch Morton und seine Mitarbeiter entkräftet: Er hat zwischen 1958 und 1966 Informationen über 179 327 in den Jahren 1948-1958 geborene Nachkommen aus Rassenkreuzungen zusammengetragen. Daten wurden gesammelt u. a. über die Sterblichkeit, die Krankheitsanfälligkeit, die Körpermasse und verschiedene Arten von angeborenen Missbildungen. Das Ergebnis ist eindeutig: Die Mischlinge der ersten Generation erweisen sich in all den untersuchten Punkten als intermediär, verglichen mit ihren Elternrassen. Die Frage, die sich die Autoren stellten, ob die heutigen Rassen koadaptierte genetische Systeme darstellen, deren Aufbruch biologisch nachteilige Folgen haben könnte, wird auf Grund der Ergebnisse verneint. Es scheint sich somit zu bewahren, was C. Stern bereits vor Jahren geäußert hat, dass nämlich auch dann, wenn rassische Merkmale Erscheinungen der Anpassung an regionale Lebensbedingungen darstellen, diese genetischen Adaptationen unter den modernen Lebensbedingungen ihren selektiven Vorteil verloren haben.

Ob es uns aus ästhetischen Gründen gefällt oder nicht: Auf lange Sicht werden die rassenspezifischen Unterschiede immer mehr abnehmen und schliesslich eingeebnet werden. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass Zürich, wohl als einzige Stadt im deutschsprachigen Raum, noch eine Stiftung, ein Archiv und eine Bibliothek »... und für Raschenhygiene« besitzt, wie sich jeder Zürcher Student durch einen Blick auf Seite 4 des Vorlesungsverzeichnisses der Universität halbjährlich selber vergewissern kann. (Um jedes Missverständnis gleich auszuschalten, sei beigefügt, dass der Name das einzige Rassistische an der Angelegenheit ist. Julius Klaus, der grosszügige Stifter, hat seine Mittel anfangs der zwanziger Jahre zwar in erster Linie für genetische Studien zum Wohle der weissen Rasse investiert; die Verantwortlichen und Nutznießer der Stiftung haben aber, auch als das Ding anderswo sein Unwesen trieb, nie eine Rassenhetze betrieben.)

Zum Abschluss möchte ich noch einige Sätze beifügen, die ich jeweils den Studenten der Humangenetikvorlesung ans Herz lege: Eine Diskussion über Eugenik ohne die notwendigen medizinisch-genetischen Grundkenntnisse ist ein Gefasel. Diese Grundkenntnisse fehlen zurzeit nicht nur weiten Kreisen der Ärzteschaft, sondern auch zahlreichen Genetikern unter den Biologen, welche mit den Gegebenheiten der Humanmedizin nicht vertraut sind.

Eine genetische Verbesserung der eigenen Volksrasse zum Zwecke der besseren Beherrschung anderer Volksgruppen ist im Zeitalter der Atombombe auch für den grössten Fanatiker ein aussichtsloses Unterfangen geworden. Das zu lösende Zeitproblem unserer Generation ist die drohende Uebervölkerung der Erde. Oekonomisch gesehen sind die Erbkrankheiten weder in den hochentwickelten noch in den unterentwickelten Ländern im jetzigen Zeitpunkt ein ernsthaftes Problem für die Gemeinschaft. Auch wenn das Geld zur Menschenwürdigkeit Unterbringung dieser Kranken nur ungern hervorgeklaubt wird, so ändert das nichts an der Tatsache, dass die heutige Industriegesellschaft ohne weiteres in der Lage wäre, sogar für ein Vielfaches der heutigen Zahl von Erbkranken zu sorgen.

Anders verhält sich das Problem auf dem Niveau der Familie. Hier stellen sich die wirklichen Aufgaben der Eugenik. Ein oder mehrere schwer Erbkranken können das Glück und Wohlergehen einer Familie aufs schwerste beeinträchtigen. Tragisch ist die Angelegenheit, wenn das Unglück durch fachgerechte Beratung oder durch die Einsicht der Beteiligten ohne weiteres hätte verhindert werden können. Eugenische Massnahmen im Interesse und im Einverständnis der Hauptbeteiligten sind oder sollten normale Aufgaben des Arztes sein. In der Wahl der Mittel ist hier weder Heuchelei noch Zimmerlichkeit am Platze.

Um es nochmals zu sagen: Die moderne Zivilisation bedroht zweifellos unser Erbgut, und zwar in erster Linie durch den unverständigen Umgang mit einer zunehmenden Zahl mutagener Agenzien, viel weniger durch die Massnahmen der Medizin. Die beste Abwehr besteht in einer allgemeinen Verbreitung des Wissens über die Gesetze der Vererbung. Wer die Gefahr einsieht, vermeidet sie.

**Drei Fragen an die »Tat«**

In lobenswerter Weise nimmt »Die Tat« vom 8. Januar unter dem Titel »Studentenschaft im Zerrbild« die Zürcher Studentenschaft gegen einen Angriff von seiten des konservativen Luzerner »Vaterlands« in Schutz. Dieses hatte unter dem Titel »Rote Agitation an Schweizer Hochschulen« vor den Umtrieben der »Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich« eindringlich gewarnt. Es behauptete wörtlich: »Beim Besuch der fsz-Veranstaltungen kann man sich leicht davon überzeugen, wie eine Masse von Mitläufern und Sympathisanten geschickt manipuliert wird.« Es forderte gar »unter diesen Umständen... ein rasches und umsichtiges Handeln der gesunden Gegenkräfte.«

Mit deutlichen Worten verwarnt sich nun die »Tat« gegen solche Behauptungen. Von Manipulation könne keine Rede sein und sodann: »Nichts wäre indessen verfehlter als ein Unterdrücken oder Einschreiten gegen die extreme Splittergruppe fsz, wenn möglich gar mit Staatsgewalt.« Denn: »Die Ideologen der fsz und ihre wenigen Anhänger... stellen eine verschwindend kleine Minderheit dar gemessen am gesamten Studentenkörper der Zürcher Hochschulen.«

So dankbar man nun der »Tat« dafür sein kann, dass sie die Dinge wieder in die richtige Perspektive rückt und sich jeder antikommunistischen Hysterie abhold zeigt, so *bedenklich* sind allerdings die »Tat«-eigenen Angriffe gegen die fsz in demselben Artikel. Es mag noch angehen, dass der »Tat« die Ziele der fsz »offensichtlich links-extrem« erscheinen. Die »Tat« hat durchaus das Recht zu mahnen, die Tätigkeit der fsz dürfe »nicht verniedlicht werden.« Folgende Bemerkungen wären an sich ebenfalls noch angängig: »Andererseits waren fsz-Veranstaltungen seit jeher von Schlagworten geprägt (Vietnam-Diskussionen, Seminar über die »Dritte Welt«). Wo indessen Schlagworte das Heft in der Hand halten, kommen ehrlich um Information Bemühte nicht auf ihre Rechnung. Die fsz bezeichnet sich als eine Gruppe, die sich keinem festen politischen Pro-

gramm verschreibt, sondern im Geist der Toleranz im Bemühen um wissenschaftliche Objektivität den verschiedensten Ansichten Raum gibt... Wir kennen indessen keine Veranstaltung der fsz, auf keinen Fall eine solche, die in einer breiteren Öffentlichkeit ein gewisses Echo erhielt, die nicht in agitatorischer und teilweise recht demagogischer Art ihre extremen Ziele zu erreichen suchte. Soviel in Kürze über die öffentliche Tätigkeit der fsz.« Wie gesagt, wären solche Behauptungen angängig, wenn sie nicht eben »in Kürze«, das heisst ohne konkrete Veranschaulichung dessen vorgebracht würden, was die »Tat« »Schlagworte« oder »agitatorisch und demagogisch« nennt. Es ist der »Tat« nicht zuzutrauen, dass sie Begriffe wie »Vietnam« und »Dritte Welt« für blosse Schlagworte hält.

Ansichts solch lückenhafter Information, welche die »Tat« ihren Lesern über die öffentliche Tätigkeit der fsz bietet, sei es gestattet, ihr folgende Fragen zu stellen:

1. War der Verfasser des Artikels »Studentenschaft im Zerrbild« oder ein anderes Redaktionsmitglied der »Tat« an einer oder an mehreren öffentlichen Veranstaltungen der fsz zugegen? Der Artikel selbst gibt nämlich darüber keinen Aufschluss.
2. Wenn ja, an welcher oder an welchen?
3. Kann die »Tat« anhand von Beispielen konkret beschreiben, wie die fsz anlässlich ihrer Veranstaltungen mit Schlagworten operiert und ihre Ziele in »agitatorischer und demagogischer Art« zu erreichen gesucht hat?

Wenn der »Tat«, wie wir es nach wie vor zuversichtlich glauben, an einer sachlichen Information über die Vorgänge an den Zürcher Hochschulen und insbesondere über die Rolle der fsz gelegen ist, dürfte sie es sich selbst, ihren Lesern und der Zürcher Studentenschaft schuldig sein, diese drei Fragen ausführlich zu beantworten.

Pierre Lachat

Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im **Café Studio** Zürich, beim Pfauen Und für verwöhnte Ansprüche **Hotel Florida** Bar, Restaurant Sitzungszimmer Seefeldstrasse 63

**SWISSAIR**  
Im Zusammenhang mit der Einführung neuer Flugzeuge und der Erweiterung des Streckennetzes bilden wir nun jeden Monat **AIR-HOSTESSEN** aus.  
Charmanten, kontaktbegabten Schweizerinnen zwischen 21 und 29, die Freude an der Betreuung anspruchsvoller Fluggäste hätten und über gute Englisch- und Französischkenntnisse verfügen, senden wir gerne Prospekt und Anmeldeformular.  
Adresse: \_\_\_\_\_  
Bitte aus dem »zürcher studenten« ausschneiden und einsenden an: **SWISSAIR, Personaldienst Kabinenpersonal, 8021 Zürich**

**BÜCHER**  
für Ihr Studium aus allen Wissensgebieten  
Theologie  
Philosophie  
Psychologie  
Rechtswissenschaft  
Sozialwissenschaft  
Sprachwissenschaft  
Geschichte und Politik  
Medizin  
Mathematik  
Technik  
Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler die ausführlichen Verzeichnisse  
**VANDENHOECK + RUPRECHT**  
GÖTTINGEN + ZÜRICH  
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich



Für aufgeschlossene, junge **Akademiker**  
bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten  
**BROWN BOVERI**  
AG. Brown, Boveri & Cie., Baden



# Uniball 1968

3. Februar 1968 in der Universität Zürich

10 Orchester  
Cabaret:  
Voli Geiler und  
Walter Morath  
Kino

Tombola:  
MG Midget 1300 Mark III  
Morris 1000 Export Mark II  
Farbfernsehgerät  
Philips X 25 T 121

Vorverkauf:  
Hug, Limmatquai 28  
Jecklin, Rämistrasse 30  
Kuoni, Bahnhofplatz 7  
Zentralstelle, Kunstlergasse 15  
SAB, Clausiusstrasse 35